

Mann in der Kirche



Informationen und Impulse
für Männerseelsorge und Männerarbeit
in den deutschen Diözesen



12. Jahrgang • Heft 1

Juli 2004

ISSN 0946-6827

Anfang Mai die Haupttagung der katholischen Männerarbeit, Mitte Juni der Katholikentag in Ulm, bei dem die Arbeitsstelle im Zentrum Frauen und Männer vertreten ist: Planung, Vorbereitung und Durchführung dieser Veranstaltungen nehmen viel Zeit in Anspruch. Und daneben die sonstigen laufenden Aufgaben und Tätigkeiten. Da könnte man fast ein Ereignis übersehen, das auch sonst in der öffentlichen Aufmerksamkeit deutlich hinter dem Irak, der zähen wirtschaftlichen Entwicklung und den üblichen innenpolitischen Streitereien zurücktritt: die EU-Erweiterung am 1. Mai. Aber eben nur fast – dank der Haupttagung. Aus aktuellem Anlass – und zugleich mit Blick über das tägliche politische Geschehen hinaus – stellte sie sich der Frage: „Welches Profil bekommt Europa?“ Welche Chancen und Herausforderungen im europäischen Einigungsprozess gerade für die Christen liegen, zeigen die Vorträge, die dieses Heft dokumentiert.

✘

Anfang März war ich zu Gast beim Diözesanmännertag in Augsburg. In einem Workshop vertrat Markus Hofer, der Leiter des Katholischen Männerbüros in Vorarlberg, die Ansicht: Wir leben nicht in einer Männerkirche. Männer stünden vielmehr im blinden Fleck unserer Pfarrgemeinden, in denen sich eine starke Allianz von Priestern und Frauen fände. Von einem Teilnehmer kam dann der Vorschlag, eine Liste aufzustellen, was Männer in der Kirche tun können – als Anregung für unsere Gemeinden. Wenn das Thema „Männer in der Gemeinde“ nun den Schwerpunkt dieses Heftes bildet, ist nicht eine umfassende Analyse der Gegebenheiten das Ziel. Vielmehr geht es um einzelne Gedankenanstöße, Anregungen, Veranstaltungskonzepte und Materialien. Für manchen vielleicht eine Grundlage für seine eigene Liste „Was Männer in der Gemeinde tun können“. Gutes und erfolgreiches (Weiter-)Arbeiten damit wünscht Ihnen

Ihr

Martin Hochholzer

INHALT:

- 3 **In eigener Sache**
- 4 **Schwerpunkt**
 - ▶ Männer in der Gemeinde
- 14 **Zum Verweilen**
 - ▶ Einfach
(*Martin Hochholzer*)
- Dokumentation**
- 15 ▶ Das neue Europa – eine Chance für Christen?
(*Karl Lamers*)
- 21 ▶ Der europäische Verfassungsprozess als Herausforderung für die Kirche
(*Stefan Lunte*)
- 27 ▶ Geschlechtergerechtigkeit – ein europäisches Thema
(*Martin Rosowski*)
- 32 ▶ Ansprache am Bonifatiusgrab
(*Erzbischof Ludwig Schick*)
- 34 **Impuls**
 - ▶ Schreiende Leerstelle Männer nach Abtreibung
(*Markus Roentgen*)
- 38 **Buchbesprechungen**
- 40 **Die letzte Seite**

IMPRESSUM:

Mann in der Kirche. Informationen und Impulse für Männerseelsorge und Männerarbeit in den deutschen Diözesen
ISSN: 0946-6827

Herausgeber: Kirchliche Arbeitsstelle für Männerseelsorge und Männerarbeit in den deutschen Diözesen e.V., Neuenberger Str. 3-5, 36041 Fulda

Tel.: 0661/73463

Fax: 0661/9012899

E-Mail: arbeitsstelle-hochholzer@t-online.de
www.kath-maennerarbeit.de

Bankverbindung: Kontonr. 28835,
Genossenschaftsbank Fulda, BLZ 53060180

Die Arbeitsstelle ist als gemeinnützig anerkannt.

Redaktion: Martin Hochholzer (v.i.S.d.P.)

Erscheinungsmonat: Juli 04

Druck: Bistumsdruckerei Fulda

Herzlichen Dank!

In unserer letzten Ausgabe baten wir um Spenden für unsere Zeitschrift. Die Resonanz hat uns freudig überrascht. An dieser Stelle allen Spenderinnen und Spendern ein herzliches „Vergelts Gott!“.

Wir sehen das als Ausdruck der Zufriedenheit mit der Zeitschrift – und werden uns bemühen, noch besser zu werden!

„Männliche Spiritualität“

... unter diesem Thema stand die Konferenz der deutschen Diözesanreferenten für Männerseelsorge, die vom 2. bis 4.



Februar in Münster stattfand. Die Teilnehmer näherten sich der Problematik insbesondere unter der Frage „Wo bin ich in meinem Leib, in meinem Inneren als Mann von Gott berührt?“ Bei den Übungen dazu kam der ganze Mann zum Einsatz, wenn es galt, den Umriss des eigenen Körpers auf ein Plakat aufzumalen und kreativ mit Farbe zu gestalten. Auf Wunsch der Teilnehmer soll bei der Referentenkonferenz im nächsten Jahr dieses Kernthema kirchlicher Männerarbeit fortgeführt werden.

„Leben aus Gottes Kraft“

Die Redaktionsphase dieses Heftes fällt mit intensiven Vorbereitungen für den 95. Katholikentag in Ulm zusammen. Doch wenn Sie diese Ausgabe in Händen halten, ist der Katholikentag bereits vorbei. Sollten Sie ihn besucht haben, sind Ihnen hoffentlich „unsere“ zwei Projekte in bester Erinnerung:

- der Stand der Männerarbeit bei den „Orten der Begegnung“ mit vielfältigem Informationsangebot und verschiedenen Attraktionen
- das „Zentrum Frauen und Männer“ mit einer Fülle an Podien, Workshops und etlichem mehr – darunter ein Teil des Angebots nur für Männer

Eine Nachlese des Katholikentags, insbesondere der Thematik des Männerprogramms im Zentrum (Balance Leben – Arbeit – Familie etc.), finden Sie in der nächsten Ausgabe von „Mann in der Kirche“.

Weibliche und männliche Stimmen der Mystik

Im Rahmen des „Zentrums Frauen und Männer“ auf dem Katholikentag fand am 18. Juni die Uraufführung statt: „Mystische Nacht. Weibliche und männliche Stimmen aus jüdisch-christlichen Traditionen“ ist eine Coproduktion von Frauen- und Männerseelsorge, SWR und Katholikentag. Zu hören sind – auf einer Doppel-CD – Texte von Mystikern und Mystikerinnen aus verschiedenen Jahrhunderten im Wechsel mit Musik.

Diese Doppel-CD ist bei Katholischen öffentlichen Büchereien ausleihbar oder gegen eine Schutzgebühr von 15 € unter der Bestellnummer

544804 zu beziehen über den Borromäusverein e.V., Wittelsbacherring 9, 53115 Bonn (www.borro.de).



10 Jahre Osteuropa-Seminare

Nach der Wende galt es, die neuen Möglichkeiten zu nutzen und die Männerarbeit (und allgemein die Laienarbeit) in den ehemals kommunistischen Ländern aufzubauen. Als überaus wirksames Instrument erwiesen sich die Mittelosteuropa-Seminare, die jedes Jahr in Schmochtitz (bei Bautzen) stattfinden und Menschen von beiden Seiten des ehemaligen Eisernen Vorhangs zusammenführen. Das zehnjährige Jubiläum ist Anlass, um unter dem Titel „Bürgerschaftliches Engagement katholischer Christen in Mittelosteuropa – Entwicklungen, Erfahrungen, Perspektiven“ zurück- und vorauszublicken. Dazu kommen vom 24. bis 28. Oktober hochrangige Referenten: der Präsident des Päpstlichen Laienrates, Bischof Stanislav Rylko, der Bischof von Dresden-Meißen, Joachim Reinelt, und der Präsident des Zentralkomitees der deutschen Katholiken, Prof. Hans Joachim Meyer.

Wer sich für diese deutschsprachige Tagung interessiert, kann weitere Informationen bei der Arbeitsstelle anfordern.



„Männer, die in unseren Pfarreien engagiert sind, sind meist in der Kirchenverwaltung und zum Teil noch im Pfarrgemeinderat zu finden. In der Pastoral und in der Katechese, den Kernbereichen, finden sich in der Regel nur Hauptamtliche.“ So beschreibt Gerhard Kahl, Männerreferent in Kempten, seine Beobachtungen.

Männer müssen ja nicht gleich ein Ehrenamt übernehmen. Doch stellt sich prinzipiell die Frage, ob unsere Gemeinden und der Glaube, den sie vermitteln, „männerfreundlich“ sind, also Männer anzusprechen vermögen; und ob Männer in ihrer konkreten Gemeinde Beheimatung finden.

Nötig sind spezielle Angebote für Männer in den verschiedensten Lebenssituationen: für Väter und Singles, für Junge und Alte. Darüber hinaus ist es aber wichtig, dass Männer ihre ganz eigene Spiritualität in der Gemeinde leben können und Förderung ihrer Glaubensfähigkeit und -kompetenz erfahren.

IN DIESEM SCHWERPUNKT:

- | | |
|--|----|
| ▶ <i>Andreas Ruffing:</i>
Männerseelsorge und -arbeit als
Bereicherung des Gemeindelebens | 5 |
| ▶ <i>Markus Roentgen:</i>
„Wenn mein Vater mit mir geht ...“
Ökumenisches Väter-Kinder-Frühstück | 8 |
| ▶ <i>Hubert Frank:</i>
Firmstunde zum Thema „Gewalt“ | 10 |
| ▶ <i>Clemens Kilian:</i>
Erstkommunionvorbereitung
und die Väter | 11 |
| ▶ <i>Hubert Frank:</i>
Nachtwanderung am Gründonnerstag
für Männer | 13 |

Nach einem einführenden Artikel finden Sie auf den folgenden Seiten vier verschiedene Erfahrungsberichte und Modelle, die speziell die Männer- und Jungenarbeit in der Gemeinde ins Auge fassen.

Ein herzliches Dankeschön allen, die zu diesem Schwerpunkt beigetragen haben. Und viel Erfolg beim Ausprobieren! Die Arbeitsstelle freut sich über Rückmeldungen und weitere Vorschläge, Konzepte, Modelle und Erfahrungsberichte!

Männerseelsorge und -arbeit als Bereicherung des Gemeindelebens

Ein pastorales Arbeitsfeld wird (wieder) neu entdeckt

Andreas Ruffing

„Männerseelsorge ist zunächst integraler Bestandteil der Gemeindepastoral. Dabei gilt es, die Gemeinden als Orte für Männerfragen, Männerprojekte und Männergruppen zu sensibilisieren und zu gewinnen. Die Gemeinden sollten Männerfragen als eine Chance zu Erneuerung und Öffnung des Gemeindelebens für neue Zielgruppen entdecken.“

Diese Sätze stammen aus den „Richtlinien für die Männerseelsorge und kirchliche Männerarbeit“, die der Ständige Rat der Deutschen Bischofskonferenz im November 2001 verabschiedet hat. Sie sind Problemanzeige und Zielformulierung zugleich und führen so mitten hinein in das Thema.

Männerseelsorge – Bestandteil des Gemeindelebens?

Vor 50 Jahren war die Sache noch klar: Männerseelsorge wurde im damaligen Verständnis auf Pfarrerebene von Männerverbänden wie KAB und Kolping geleistet. Nachdem sich diese Verbände in den vergangenen Jahrzehnten für Frauen und Familien öffneten und zu Familienorganisationen wandelten, verschwanden die Männer mit der Zeit mehr und mehr als eigenständige Zielgruppe aus dem Blickfeld der Gemeindepastoral. Auch die bis heute noch verschiedentlich auf Gemeindeebene tätigen Männervereine und Sodalitäten ändern nichts Grundlegendes an diesem Gesamtbild, da sie anders als etwa die Frauenverbände nicht flächendeckend in unseren Gemeinden präsent sind, sondern sich in bestimmten Gebieten konzentrieren. Den Satz „Männerseelsorge ist zunächst integraler Bestandteil der Gemeindepastoral“ lese ich vor diesem Hintergrund daher auch eher als einen Zielsatz und weniger als eine Beschreibung der gemeindlichen Wirklichkeit. Die beiden nachfolgenden Sätze machen dies auch ausdrücklich deutlich, wenn sie von der Sensibilisierung der Gemeinden für die Männerarbeit und von den Männern als einer neuen (sic!) Zielgruppe sprechen.

Und in der Tat überwiegt nach meinem Eindruck in der Gemeindepastoral auch heute noch eher Skepsis, wenn es um die Frage geht, was denn eine eigen-

ständige Männerseelsorge zum Gemeindeleben beitragen und wie sie konkret aussehen könnte. Ein Blick in die Programmhefte der mittlerweile in einer Reihe von Bistümern mit einem konsequent biographischen Ansatz arbeitenden Diözesanstellen für Männerseelsorge hilft – so scheint es – im ersten Moment auch nicht viel weiter: Denn hier dominieren zunächst Veranstaltungen und Projekte, die als diözesane Angebote bewusst über den gemeindlichen Rahmen hinausweisen oder aufgrund der Sensibilität der Themen (z. B. Partnerschaftsfragen) einen Schutzraum benötigen, der sich im Grunde nur außerhalb des unmittelbaren sozialen Umfeldes der Teilnehmer und damit auch außerhalb von Gemeindestrukturen realisieren lässt.

Schlechte Aussichten also für eine gemeindebezogene Männerseelsorge? Und überhaupt: Braucht es denn eine spezifische Männerseelsorge in der Gemeinde? Und kann eine solche Männerpastoral, wie immer sie dann im Einzelnen konzipiert sein mag, wirklich eine Bereicherung für das Gemeindeleben darstellen, gar eine Chance zur Erneuerung in der Gemeinde sein, wie es die Richtlinien formulieren? Ich meine ja und will dies auch im Folgenden an ausgewählten Beispielen erläutern. Zunächst jedoch benenne ich einige Voraussetzungen, die für eine gemeindlich orientierte Männerseelsorge wesentliche Bedeutung haben.

Keine „Klientifizierung“ von Männern in der Gemeindepastoral

Die erste und grundlegende Voraussetzung für eine solche Männerpastoral ist für mich die vor einiger Zeit von Martin Weiß-Flache in seiner nach wie vor lesenswerten Dissertation zur Männerpastoral formulierte pastoraltheologische Einsicht, dass jeder Mann grundsätzlich Akteur von Männerseelsorge sein kann, es also darum geht, dass Männer selber ihre Kompetenzen und Anliegen sichtbar machen

und umsetzen können – mit Unterstützung, aber ohne Bevormundung durch „pastorale Experten“.

Was Weiß-Flache hier von seinem pastoraltheologischen Ansatz her grundsätzlich formuliert, scheint mir gerade mit Blick auf Gemeindepastoral von entscheidender Bedeutung: Ein Konzept von gemeindebezogener Männerpastoral, das von der Vorstellung „Helfer – Klient“ geprägt ist, ist nicht nur ekklesiologisch problematisch. Mit einem solchen Ansatz, der letztlich bei tatsächlichen oder scheinbaren Defiziten ansetzt, lassen sich überdies auch kaum Männer zum Mittun motivieren. Ich mache oft die Beobachtung, dass das Wort „Männergruppe“ bei Männern Abwehr auslöst. Ein Grund dafür scheint mir die ja nicht immer unberechtigte Vermutung zu sein, man(n) gerate dort flugs in die Rolle des Klienten, dem geholfen bzw. der therapiert werden muss. Um es deutlich zu sagen: Selbstverständlich gibt es im kirchlichen Kontext eine diakonische Männerarbeit (so etwa im Beratungsbereich auch sicherlich mit therapeutischer Ausrichtung) und muss es sie auch geben, wie es auch die Begleitung von Männern in Krisen- und Umbruchsituationen ihres Lebens durch Seelsorger gibt und geben muss. All dies aber erfordert im Unterschied zur offenen und öffentlichen Bühne des gemeindlichen Lebens geschützte Räume innerhalb und außerhalb der Gemeinde.

Gemeindebezogene Männerpastoral braucht „Promoter“ vor Ort

Ein zweites ist anzufügen: Um Männerseelsorge überhaupt als integralen Bestandteil von Gemeindepastoral wieder zu etablieren, braucht es entsprechende Promoter in den Gemeinden. Und hier sind natürlich zunächst Priester, Diakone, Pastoral- und Gemeindeferenten (und die männliche Form ist bei den beiden letzten pastoralen Berufsgruppen sehr bewusst gewählt!) angefragt, die vor Ort für Anliegen und Ziele der Männerarbeit werben und dafür andere Männer gewinnen können.

In Gesprächen mit „Männerarbeitern“ höre ich immer wieder, die eigene Lebensgeschichte und das persönliche Nachdenken über das eigene Mannsein sei für sie wesentlicher Anstoß und Motivation gewesen, sich in diesem Arbeitsfeld zu engagieren und „etwas für Männer“ zu tun. Der biografische Zugang ist wichtig, ja in vielen Fällen unerlässlich, damit in Sachen Männerarbeit überhaupt etwas in Gang kommen kann – auch und gerade auf Gemein-

deebene. Die persönliche Motivation des Einzelnen muss aber unterstützt und erweitert werden durch flankierende Maßnahmen in der pastoralen Aus-, Fort- und Weiterbildung, wenn eine gemeindebezogene Männerpastoral auf eine breitere Basis gestellt werden soll. Im Übrigen machen darauf auch schon die eingangs erwähnten Richtlinien aufmerksam, wenn sie auf Bistumsebene die Berücksichtigung der Männerpastoral „bei der Fort- und Weiterbildung von Priestern, Diakonen, Pastoral- und Gemeindeferenten“ empfehlen. Erste positive Erfahrungen, wie so etwas ausschauen kann, gibt es mittlerweile bereits hier und da.

Väterarbeit als Schlüssel gemeindebezogener Männerpastoral

Die Erfahrungen der letzten Jahre machen immer wieder deutlich: Die konkrete Arbeit mit Vätern und für Väter erweist sich als ein Schlüsselweg, um Männerseelsorge (wieder neu) in der Gemeinde zu verankern. Dies hat natürlich Gründe: Zum einem sind vor dem Hintergrund der seit Jahren geführten Diskussion um neue Väter und neue Väterlichkeit gesellschaftlich die Stichworte „Väter“ und „Väterarbeit“ im Allgemeinen positiver besetzt als etwa die Wörter „Männer“ und „Männerarbeit“. Zum anderen stößt Väterarbeit auch auf eine breite Zustimmung im kirchlichen Bereich als Unterstützung und Erweiterung der Familienpastoral und muss sich daher im Unterschied zu anderen Feldern der Männerarbeit nicht erst mühevoll legitimieren.

Diese breite Akzeptanz macht es nun gerade auch interessierten Männern leichter, sich hier einzubringen und zu engagieren. Man(n) wird nämlich nicht beargwöhnt oder bspöttelt, wenn man(n) entsprechende Angebote wahrnimmt. Das gesellschaftliche Klima – wohlgerneht nicht die ökonomischen Rahmenbedingungen! – ist für Väter heutzutage weitaus freundlicher und wohlwollender als noch in den 80er und zu Beginn der 90er Jahre, als im öffentlichen Diskurs Väter nicht selten als „verhaltensstarr“, „änderungsunwillig“ und „nach wie vor berufsorientiert“ oder noch schärfer wertend als „Drückeberger“ und „Fahnenflüchtige“ gekennzeichnet wurden, eben als die „abwesenden Väter“, die sich im Grunde selbst überflüssig machen. Ich erinnere nur an die Bücher von Cheryl Benard und Edit Schläffer, die damals regelmäßig in den Sachbuch-Bestsellerlisten auftauchten.

Ansatzpunkte von Väterarbeit in der Gemeinde

Dagegen ist heute der Fokus auf die „anwesenden Väter“ gerichtet. Neuere empirische Untersuchungen zeigen zudem übereinstimmend, dass Väter selber eine stärkere Präsenz in der Familie und mehr „gefüllte“ Zeit für ihre Kinder wünschen. Eine gemeindlich orientierte Väterarbeit, die diesen Wunsch vieler Väter positiv aufgreift, indem sie bewusst die Entwicklungspotentiale, die Stärken und Lebenskompetenzen von Vätern in den Mittelpunkt ihrer Arbeit rückt, Partei ergreift für die Wünsche und Anliegen von Vätern und sie in ihrer Lebenssituation unterstützt, anstatt sie zu pädagogisieren, wird – davon bin ich überzeugt – das Gemeindeleben bereichern.

Wo gibt es nun Ansatzpunkte für eine solche Arbeit? Ich denke zum einen etwa an kirchliche Kindergärten. Väter spielen dort wie auch in Kindergärten anderer Träger in der Elternarbeit nach wie vor eher eine marginale Rolle. Und so mancher Vater wird nur dann angefragt, wenn es beim Kindergartenfest mal wieder ums Auf- und Abbauen oder ums Reparieren geht. Väter jedoch, die nicht nur allein aufgrund ihrer handwerklichen Fähigkeiten gefragt sein wollen, sondern intensiver und kreativer am Leben ihrer Kinder im Kindergarten teilhaben wollen, werden oft zu wenig angesprochen. Hier sehe ich eine große Chance gerade für eine gemeindlich orientierte Männerarbeit, über die Kindergärten auf solche interessierten Väter zuzugehen und sie einzuladen, miteinander und mit ihren Kindern etwas Neues auszuprobieren. Wie wäre es z. B. mit einem Väter-Kinder-Tag an einem Samstag, wo Väter und Kinder im Kindergarten ohne Mütter miteinander einen ganzen Tag teilen können, mit Spielen und Toben, Reden und Singen?

Ein zweites Beispiel: Es ist nichts Neues, dass in der Erstkommunionkatechese Väter fast völlig fehlen. Es dominieren die „Tischmütter“. Und so hört sich das Wort „Tischväter“ doch nach wie vor irgendwie ungewohnt und seltsam an. Natürlich wird immer wieder gerade von Pfarrern argumentiert, Gruppenstunden etwa am Nachmittag seien für berufstätige Väter ja sowieso nicht machbar. Ich habe jedoch den Eindruck, dass das Zeitargument nicht selten dazu dient, von vornherein darauf zu verzichten, Väter überhaupt anzusprechen, um diese aktiver in die Erstkommunionvorbereitung einzubeziehen oder gar als Katecheten zu gewinnen. Vielleicht sitzt doch noch bei manchen die Vorstellung im Kopf fest,

Männer seien ja im Grunde uninteressiert und im übrigen die Mütter sowieso für die Katechese besser geeignet. Wenn allerdings konsequent die Lebens- und Glaubenssituation der Väter in den Blick genommen und ihren Fragen und ihren Anregungen Raum gegeben wird, besteht auch hier die Chance, diese stärker einzubeziehen. Gerade die Elternabende, die vielerorts oft unausgesprochen Mütterabende sind, sind bei entsprechender Gestaltung eine gute Möglichkeit dazu.

Männerarbeit ist mehr als Väterarbeit

So wichtig auch die Väterarbeit zweifellos ist, bleibt freilich festzuhalten, dass Männerpastoral sich nicht darauf beschränken darf. Jeder Mann hat einen Vater, aber nicht alle Männer sind selber Väter. Diese im Grunde banale Einsicht hat natürlich auch Auswirkungen auf eine gemeindebezogene Männerpastoral, die daher Männer und nicht nur Väter allein in ihrem Blick haben sollte. Auch hierzu in aller Kürze beispielhaft zwei mögliche Ansatzpunkte: Anzuknüpfen wäre erstens bei der Beobachtung, dass verschiedene Männergenerationen in einer Gemeinde präsent sind, sicherlich in unterschiedlicher Gewichtung und Nähe zum Gemeindeleben. Der rasante gesellschaftliche Wandel (etwa im Geschlechterverhältnis, in der Arbeitswelt, in der Freizeitgestaltung) führt heute dazu, dass die Erfahrungswelten der älteren Männer sich weitaus stärker als früher von denen der jüngeren unterscheiden und damit oftmals Missverständnisse zwischen den Generationen und zuweilen auch gegenseitige Vorwürfe auslösen. Die unterschiedlichen Männergenerationen miteinander ins Gespräch zu bringen, scheint mir ein wesentlicher Auftrag gemeindlicher Männerpastoral für die Zukunft zu sein.

Zweitens ist an dem anzusetzen, was derzeit unter dem Stichwort „missionarische Pastoral“ als eine neue wesentliche Aufgabe von Gemeindepastoral diskutiert wird. Der Männerpastoral könnte hierbei in der Zukunft die wichtige Aufgabe zukommen, im unmittelbaren gemeindlichen Umfeld gezielt auf Männer ohne engere kirchliche Bindungen zuzugehen und ihnen „ortsnah“ Räume und Kommunikationsmöglichkeiten anzubieten, in denen sie sich mit ihren spezifischen Alltagserfahrungen, ihren Lebens- und Glaubensfragen willkommen fühlen, ohne gleich den ganzen Schritt in die Kirche vollziehen zu müssen. Auch die Richtlinien für die Männerseelsorge und kirchliche Männerarbeit betonen diesen

missionarischen Akzent der Männerpastoral, wenn sie davon sprechen, „das Gespräch mit jenen Männern (zu suchen), die sich von der Kirche entfernt haben und sich selbst als nichtgläubig verstehen“. Vor allem in den Städten könnte eine solche männerspezifische „Kommunikations- und Sendungspastoral“ auch im Austausch mit anderen Initiativen und Projekten etwa der Citypastoral angestoßen und umgesetzt werden.

Das letzte Beispiel macht es nochmals deutlich: Eine (gemeindliche) Männerpastoral hat prinzipiell für jeden Mann da zu sein. Diesen universalen Anspruch gilt es in die Realitäten unserer sich wandelnden Gemeinden zu übersetzen, ohne Grenzen für Männer aufzurichten. Zugleich aber ist Männerpastoral nicht nur Sache einiger weniger, wozu möglichst von außen eingeflogener Experten, sondern braucht gerade auch engagierte Männer in den Gemeinden. Ich bin überzeugt, dass es diese Männer in vielen unserer Gemeinden gibt. Es lohnt sich, sich auf die Suche nach ihnen zu machen.

Literaturtipps:

Martin Weiß-Flache, Befreiende Männerpastoral. Männer in Deutschland auf befreienden Wegen der Umkehr aus dem Patriarchat. Gegenwartsanalyse – theologische Optionen – Handlungsansätze (Tübinger Perspektiven zur Pastoraltheologie und Religionspädagogik 10). Münster 2001.

Martin Rosowski/Andreas Ruffing (Hg.), Ermutigung zum Mannsein. Ein ökumenisches Praxishandbuch für Männerarbeit. Kassel 2002. (Bezug: Männerarbeit der EKD, 34117 Kassel, Tel.: 0561/710181, E-Mail: maennerarbeit@t-online.de)

Sekretariat der Deutschen Bischofskonferenz (Hg.), Richtlinien für die Männerseelsorge und kirchliche Männerarbeit (Arbeitshilfen 178). Bonn 2004.

"Wenn mein Vater mit mir geht ..."

10 Jahre Ökumenisches Väter-Kinder-Frühstück in Haan

*"Für die Schauenden ist nichts hier auf Erden profan. Alles ist heilig."
(Teilhard de Chardin)*

Vor neun Jahren fing ich in der Männerseelsorge und Männerpastoral als Referent für das Erzbistum Köln an.

Mir wurde gesagt: Es ist nicht viel da an neuen Wegen mit Männern. Das Alte liegt im Sterben, viele Männerkreise, die bestehen, seufzen, und es kommt kaum jemand nach.

Wie immer, wie fast immer: Es war nicht genau hingeschaut worden.

Immer ist schon jemand vor mir am Werk – so, wie Gott immer schon vor mir da ist!

Da gab es bereits diese ökumenische Initiative in Haan, angeleitet von Detlev Tappen und Rolf-Joachim Lagoda, die Männer als Väter mit ihren Kindern (und so mit sich selbst) in Bewegung brachte und, kein bisschen angegraut, sie bis heute in Bewegung hält.

Es dauerte eine Zeit, bis ich sie entdeckt hatte bzw. bis sie mich entdeckt hatten.

Eine ganz einfache Grundidee. Ich habe es so im Gedächtnis behalten: Zweimal im Jahr am Samstagmorgen. Papa und Tochter/Sohn (Töchter und Söhne) besorgen etwas zum Frühstück, machen sich auf den Weg, essen nicht alleine für sich, finden einen Raum oder einen Ort, wo wieder andere Papas mit Söhnen und/oder Töchtern auf dieselbe Idee gekommen sind, den Samstagvormittag so zu verbringen. Also – jeder gibt, was er hat, alle, die da sind, werden satt – und danach machen wir was Spannendes, was Lustiges, was Kniffliges, was Leckeres, was Schmutziges, was Anstrengendes, ach was auch immer zusammen. Zwei Männer haben die Umgebung und den Rahmen vorbereitet, begrüßen, gestalten den Zeitablauf, geben Ideen oder fragen nach, wer von den Vätern und Kindern Ideen hat für einen weiteren Samstag, bringen die Gruppe ins Gespräch und in Kontakt. Manche Männer treffen sich nach einiger Zeit auch ab und an so, Freundschaften entstehen ganz leise und unaufdringlich, die Kinder finden Kontakte über Nachbarschaft, Kindergarten und Schule hinaus. Ab und zu gibt es ganz gute, persönliche

→ Fortsetzung:
"Wenn mein Vater mit mir geht ..."

Gespräche. Die Männer merken, wie vielschichtig sie sind, sie spüren, wie ihre Kinder diese Zeit(en) nur mit ihnen genießen.

Das dauert so bis gegen Mittag.

Manche Väter und Kinder sagen: "In der Zeit hat meine Partnerin, meine/unsere Mama Zeit für sich. Das findet die gut."

Was will Mann/man mehr!

Mit der Zeit kommen richtig große Projekte ins Leben, Exkursionen, Fahrten, größere Formate von Väter-Kinder-Erlebnisbildung.

Aber der Grundrahmen bleibt: Gemeinsames Frühstück (vom Essen-Mitbringen bis zum Abwasch), ein gemeinsam gestaltetes Element, vielleicht ein Lied oder ein Gebet zum Schluss. Das spricht sich herum.

Wie schön, dass ganz einfache Sachen so toll werden können.

Man(n) muss nur darauf kommen – und dranbleiben.

Es springt sogar ein Preis (benannt nach Anton Roesen) heraus.

Jetzt geht das schon zehn Jahre; länger, als ich in der Männerarbeit bin.

Bei jedem Vortrag über Männerpastoral, Männerseelsorge und Männerarbeit erzähle ich von diesem Projekt!

Warum geschieht das nicht an jedem größeren Ort? Warum geschieht das dauerhaft und gut in Haan? Vielleicht weil der Grund des Gelingens darin liegt, dass die Männer in der Leitung selbst sich daran freuen, dass es ihr Thema als Männer und Väter geworden ist, das auch und gerade sie von Anfang an merkten: Sie sind ja selbst gemeint. Sie sitzen immer im selben Boot – wie jeder Vater, wie jeder Mann. Denn bevor sie Theologen und Seelsorger wurden, bevor sie evangelisch oder katholisch getauft wurden, da waren sie schon Jungs von Anfang an, die einmal Männer werden sollten – und die dann selber wieder Papas wurden und wissen wollten, wie das gut gelingen kann, mit ihren Töchtern und Söhnen.

Ja, das Persönlichste ist das Allgemeinste – auch in der Ökumene.

Man(n) muss es nur an sich ranlassen, am besten aus dem Bauch über den Kopf und dann wieder hinunter in den Bauch und von dort wieder zurück, damit alle Sinne in Bewegung kommen.

Dann spürt man/Mann, wie heilig das sog. Profanste ist: Mit meinem Kind gehen (lernen) als Mann und Vater, frühstücken, gemeinsam Leben teilen, die Welt erkunden, staunen lernen (wieder von und mit meinen Kindern), beten und spielen und merken, wie Kindern das Spielen zum Heiligen, zum Beten wird, wenn sie versunken sind im Spiel („homo ludens“), als Mann und Vater auf Fragen antworten – und auch sagen, wo die eigenen Antworten ausgehen und ich ergänzt werden muss durch meinen Nachbarn, wenn das Wissen zu Ende geht und die kleinen eigenen Antworten in den je größeren Fragen untergehen und die Zeit des Glaubens beginnt, wo die Welt wieder endlich-unendlich geheimnisvoll wird –

wie mit dem uralten Gerät, welches den Namen *Jakobsstab* (*Kreuzstab*) trägt, ein Winkelmesser, den ich als Vater meinem Kind zeigen, entdecken, zur Anwendung bringen kann, um die Welt, die Meere und die Sterne und meinen Ort zu bestimmen, nicht aber, um die Sterne, die Welt und die Meere und mich an meinem Ort zu verstehen in aller Größe und Tiefe, Schönheit und Weite (vgl. Genesis 32,11).

Markus Roentgen, Christi Himmelfahrt/Väter-Kinder-Tag 2003

Referent für Männerseelsorge im Erzbistum Köln

Firmstunde zum Thema „Gewalt“

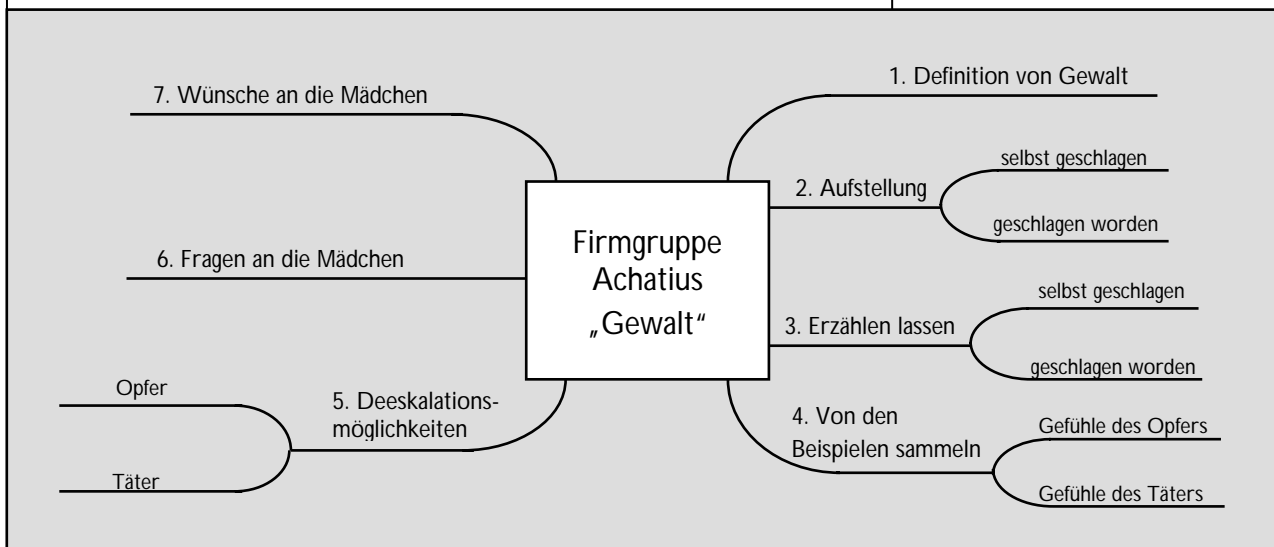
Ich habe diese Firmstunde, es sind 1,5 Zeitstunden, seit drei Jahren in der Gemeinde Achatius in Mainz durchgeführt, und sie ist bei den Jugendlichen, speziell bei den Jungen, immer gut angekommen. Das hängt damit zusammen, dass die Jungen tagtäglich mit Gewalt konfrontiert sind, sowohl als Täter als auch als Opfer. Deshalb ist es sinnvoll, nicht lange um das Thema herumzureden, sie kennen es und sind froh, wenn sie darüber reden dürfen.

Diese Firmstunde findet geschlechtergetrennt statt, d. h. Jungen und Mädchen sind unter sich und kommen am Ende für eine halbe Stunde noch mal zusammen.

Ich mache für mich immer ein Mindmap zu Orientierung (siehe rechts), das ich jetzt erläutere:

- ❶ Wir definieren Gewalt als körperliche Gewalt und als Androhung von körperlicher Gewalt. Es gibt auch seelische Quälereien, aber sie sind für uns keine Gewalt, dennoch natürlich schlimm. Aber nur mit einem *engen* Gewaltbegriff lässt sich hinsichtlich der Gewalt sinnvoll arbeiten
- ❷ Ich lege zwei Moderationskärtchen mit einem Abstand dazwischen in den Raum. Auf dem einen steht „Täter“ und auf dem anderen „Opfer“. Ich bitte dann die Jungen, sich den Kärtchen zuzuordnen. Wer beides schon erfahren hat, stellt sich in die Mitte zwischen die beiden Kärtchen. Wer keines von beiden erlebt hat, stellt sich weiter weg.
Der Leiter soll sich bitte mit aufstellen, denn so entstehen eine Entlastung und eine Verbindung, wenn der Leiter das auch schon mal erlebt hat.
- ❸ Nun lasse ich zwei/drei Jungen erzählen, wie das war, als sie Opfer waren und wie das war, als sie Täter waren. Bitte nicht den Täter verurteilen, auch nicht verstecken, sonst ist die Offenheit verspielt. Bitte noch keine Lösungsansätze anbieten oder bei den Beteiligten zulassen, dafür ist es noch zu früh.
- ❹ Jetzt die Jungen auffordern, Kärtchen zu schreiben, wie sie sich als Opfer bzw. als Täter gefühlt haben. Ein Gefühl auf eine Karte. Jeder kann mehrere Karten beschreiben, zu beiden Rubriken. Bei den Karten zwei Farben anbieten und jeweils eine Farbe unter „Täter“ und „Opfer“ einordnen. Nachdem die Karten gelegt sind, die Frage stellen: Was fällt Euch auf, wenn ihr die verschiedenen Gefühle seht? Eines wird vielleicht auffallen, dass der Täter sich gar nicht so groß und mächtig fühlt, wie man glaubt. Die Gefühle zwischen Opfer und Täter sind sogar ziemlich ähnlich. Das hat damit zu tun, dass zwischen beiden ein Konflikt besteht, der durch Gewalt nicht zu lösen ist. Sie sind beide Verlierer.
- ❺ Mit jeweils zwei anderen Farben von Moderationskarten kann man mit den Jungen zusammen nach Deeskalationsmöglichkeiten suchen, und zwar sowohl als Opfer als auch als Täter. Diese Karten werden wieder unter den beiden Rubriken „Täter und Opfer“ eingeordnet neben die Gefühle. Denn das Opfer ist nicht nur ohnmächtig und der Täter ist nicht nur mächtig. Beide können dazu beitragen, einen Konflikt zu entschärfen. Durchaus der Fantasie freien Lauf lassen!
Die Jungen finden das spannend und sind da auch kreativ. Sie merken, sie haben als Täter und Opfer Möglichkeiten, auch anders zu reagieren.
Und das sieht man dann auch gleich an den beschriebenen Karten, dass es z. B. neben der Ohnmacht auch Handlungsformen gibt bzw. dass das Aushalten von Ohnmacht neue Wege eröffnet.
Wichtig: Wegrennen, aus einem drohenden Konflikt auch mal herausgehen, vielleicht als Feigling dazustehen, ist nicht unehrenhaft, sondern höchst verantwortungsvoll und mutig und männlich!!!
- ❻ An diesem Punkt ist es möglich, einmal Fragen der Jungen an die Mädchen zu sammeln. Wie seht Ihr uns als Jungen, wenn wir das und das machen ...? Die Jungen können damit Sicherheit erlangen, und es wird anschl. im Gespräch mit den Mädchen oft auch deutlich, wie unterschiedlich die Erwartungen der Mädchen auch hinsichtlich von Gewaltanwendung an die Jungen sind.
- ❼ Dasselbe gilt auch für die Wünsche und Appelle, die Jungen an Mädchen haben. Meist läuft es nämlich umgedreht, dass die Mädchen viele Wünsche an die Jungen haben, weil sie öfter als das problematische Geschlecht hingestellt werden. Hier können auch mal die Jungen etwas sagen und wünschen. Fragen, Wünsche und Appelle wieder auf Moderationskarten schreiben und anschließend während des Plenums an eine Tafel pinnen. Am besten stellt der Leiter diese Karten vor: Die Jungen werden sich nicht trauen, das selbst zu machen. Die Mädchen werden aufgefordert, Stellung zu beziehen. Die Gruppe der Mädchen kann ähnliches tun.

→ Mindmap:
Firmstunde zum Thema „Gewalt“



Erstkommunionvorbereitung und die Väter

10 Thesen zur religiösen Sprachlosigkeit der Väter

1. Die familiäre religiöse Erziehung unserer Kinder liegt im Normalfall fast ausschließlich bei der Mutter; der Vater hält sich in Gesprächen über den Glauben eher zurück; das Familiengebet (z. B. bei Tisch), das Gebet mit den Kindern (z. B. abends) liegt meist in den Händen der Mutter; auch beim Kirchgang kommt es entscheidend auf das Engagement der Mutter an.
2. Ebenso haben es unsere Kinder in der Grundschule (einschließlich Religionsunterricht!) fast ausschließlich mit Frauen zu tun; männliche Lehrkräfte sind dort die Ausnahme.
3. Die Erstkommunionvorbereitung liegt im Normalfall bei sog. „Tischmüttern“ bzw. Katechetinnen (und natürlich beim Pfarrer).
4. An den Elternabenden nehmen eher die Mütter teil (vgl. These 1).
5. Bei den Kindern entsteht so unbewusst der Eindruck, Religion, Glaube, Gottesdienst seien „Frauensache“.
6. Besonders bei Jungen hat dieser unbewusste Eindruck ungewollt negative Auswirkungen: Gerade in dem Alter, in dem sie bestrebt sind, sich „von den Mädchen“ abzugrenzen (auch mehr und mehr von der Mutter), werden sie sich auch in der Frage des Glaubens den Vater zum Vorbild nehmen.
7. Wenn sie aber vom Vater die „Botschaft“ empfangen: „In Sachen Kirche, Glaube, Religionsunterricht, Erstkommunion wende dich an Mama, denn dies ist nicht meine Sache!“ – dann werden sie dies, solange es sein muss (d. h. bis zur Erstkommunion), tun; danach aber werden sie, so gut es geht, Papas Weg einschlagen.
8. Inhaltlich: Wenn unsere familiäre Glaubensweitergabe fast ausschließlich in Händen der Frauen liegt, fehlt unseren Kindern eine wichtige (die männliche) Verstehenshilfe des Glaubens.
9. Nur wenn der „gute Papa“ dem Kind seine Güte auch als Lob Gottes deutet, nur wenn die (im Normalfall oberste) Familienautorität, die der Vater für das Kind darstellt, sagt: „Über mir ist einer, dem ich Rede und Antwort stehe (zu dem ich wie ein Kind bete)“, nur dann kann das Kind am eigenen Leben nachvollziehen, was Jesus meint, wenn er vom Guten Himmlischen Vater spricht. Es fehlt dagegen dem Kind etwas, wenn es nicht mit dem eigenen Vater das Vaterunser sprechen kann.
10. Die Erstkommunionvorbereitung können wir Väter als Chance/Anlass nutzen, mit unseren Kindern (erneut) in religiösen Kontakt zu kommen. Wir können in unserer Familie (mit unserer Frau) evtl. neu über unseren gemeinsamen Glaubensvollzug nachdenken und u. U. neue Formen einführen. Denkbar ist auch, dass wir uns unter Vätern (z. B. der Kinder eines Kommunionkurses) über diese Fragen austauschen.

→ Fortsetzung:
Erstkommunionvorbereitung und die Väter

Konkrete Elemente des Konzeptes

Mit den folgenden Elementen konnten in verschiedenen Pfarrgemeinden Väter stärker in die Erstkommunionvorbereitung ihrer Kinder mit einbezogen werden:

- **Aufteilung der Kinder in Jungen- und Mädchengruppe**
Da sich neunjährige Kinder in ihrer Freizeit meist in geschlechtshomogene Gruppen „sortieren“, sollte auch bei der Erstkommunionvorbereitung an eine zeitweilige Aufteilung in Mädchen- und Jungengruppen gedacht werden. Die Katechetin bzw. der Katechet kann hier mit Hilfe von geschlechtsspezifischen Metaphern, Liedern, Methoden vorgehen und ansetzen bei den besonderen Fragestellungen und Lebensumständen der Mädchen bzw. Jungen. Die empfohlene Aufteilung ist zu ergänzen durch Elemente der koedukativen Katechese (z.B. monatliches „Großgruppentreffen“; ein gemeinsames Wochenende, gemeinsame Gottesdienste usw.).
- **Gewinnung von Männern als Katecheten**
Konsequenterweise sollten die Jungengruppen auch von Männern (möglichst von betroffenen Vätern) geleitet werden. Die Jungenerwartung (und vorhersagbare Begeisterung) ist auch manchen Männern ein zusätzlicher Ansporn, doch mit „einzusteigen“ (trotz der für Berufstätige schwierigen Zeit der Gruppenstunden am frühen Nachmittag).
- **Elternabende auch als Väterabende bzw. als Väterkatechese**
Bei den Elternabenden, die in vielen Gemeinden unausgesprochen Mütterabende sind, gilt es, auch die Glaubenssituation der Männer und Väter zu thematisieren, ihren Fragen und ihrer Kritik Raum zu geben, ihre Potentiale zu nutzen.
- **Katechese mit Kindern und Vätern gemeinsam**
Viele Väter sind durchaus bereit, einen Samstagnachmittag ins Pfarrheim zu kommen, um mit ihren Kindern einen Schritt der Vorbereitung zu gehen. Die nicht eingeladenen Mütter empfinden eine solche Vater-Kind-Begegnung nicht als Affront gegen sich, sondern unterstützen sie als eine längst überfällige Aktion (Themen z. B.: Männer-Segen; Lk 15,11ff.).
- **Vater-Kind-Gespräch zu Hause**
Die Katechese kann das religiöse Gespräch zwischen Vater und Kind initiieren bzw. unterstützen, indem sie die „Erträge“ („Papa hat gesagt ...“) bewusst mit einbaut (natürlich mit Wissen der Väter). Z. B. in der Aktion Papa-Interview. Themen: Was ist Papa an meiner Erstkommunion wichtig? Papa erzählt von meiner Taufe. Papa erzählt von seiner Erstkommunion (Konfirmation). Papas Stärken und Schwächen. Was glaubt Papa?!
- **Vater-Bilder**
Das katechetische Material (Werkbuch, Mappe) ist kritisch zu analysieren ((Wie) kommen hier die Väter vor?), ggf. zu korrigieren und mit den wirklichen Vätern zu „füllen“. Die Kraft der Vaterbilder in der Bibel sollte offensiv genutzt werden.
- **Freizeitangebote für Väter und Kinder**
Die Erstkommuniongruppe bietet die Chance auf Vater-Kind-Freizeit-Aktionen, denn gemeinsam macht es mehr Spaß. Kein Gruppenzwang – nur wer Lust und Zeit hat, macht mit: Boots- oder Fahrradtour, Zeltwochenende, Wanderung, Drachentag, Lagerfeuer-Nachmittag ...
- **Geschenkidee für Väter**
Als Tipp, was Väter ihren Kindern zur Erstkommunion schenken können, weitersagen: ein Wochenende Zeit, ein Zwei-Mann-Zelt mit Zubehör und einen entsprechenden Reservierungsbeleg eines Zeltplatzes in der Nähe.
- **Männliche Elemente in der Liturgie**
Die Väter sollten bei der Vorbereitung und Feier der Liturgie beteiligt werden: Fürbitten; Kommentar zur Lesung erarbeiten und vortragen; Katechese halten; Väterchor bilden; sie auf ihrem Instrument spielen lassen; Väter-Prozession (zur Gabenbereitung oder zur Hinführung der Kinder in die Kirche); Väter-Orte in der Kirche entdecken und wichtig nehmen u. a. m.

Beim Verfasser kann eine Arbeitshilfe zum Thema angefordert werden:
Clemens Kilian, Beauftragter für Männerseelsorge im Bistum Hildesheim,
Bischöfliches Generalvikariat Hildesheim, Domhof 18-21, 31134 Hildesheim
Tel.: 05121/307362; E-Mail: Clemens.Kilian@bistum-hildesheim.de

Nachtwanderung am Gründonnerstag für Männer

Es kamen überraschend 32 Männer im Alter von 13–70 Jahren, und sie liefen die ganze Nacht bis morgens um 6 Uhr zum Jakobsberg (ca. 30 km). Bemerkenswert: Es waren fünf Jugendliche dabei, und alle kamen sie wohlbehalten an.

Aber im Einzelnen ...

Liturgisch und theologisch ist die Nacht von Gründonnerstag auf Karfreitag eine besondere Nacht für Männer. Jesu geht seiner Niederlage und seiner Gefangenschaft entgegen. Er hat Angst davor, und er zieht sich in den Garten Getsemani zurück und nimmt Kontakt zu seinem Vater auf, er betet. Er tut dies aber nicht alleine, sondern nimmt seine Jünger mit. Im Garten angekommen wählt er noch mal drei Jünger aus, die ganz in seiner Nähe sind. Wir sind oft geneigt, solche Dinge als Nebensächlichkeiten neben der heilsgeschichtlichen Bedeutung dieses Abends abzutun. Diese Dinge sind aber ungeheuer wichtig, stehen sie doch im Gegensatz zur Praxis vieler Männer. Wenn sie nicht weiterkönnen, dann ziehen sie sich oft alleine zurück und finden keinen Ausweg. Jesus bittet seine Jünger, mit ihm wach zu bleiben, und wird sogar ungehalten, als er sieht, wie sie eingeschlafen sind. Man stelle sich das heute mal vor. Da sind wir Männer hinsichtlich unserer Freunde doch sehr bescheiden.

Zumindest ermutigte uns der Text von Mk 14,32-42, eine Nacht lang wach zu bleiben, zusammen zu laufen, zu schweigen, zu beten und uns gegenseitig zu erzählen. Viele fanden die Idee toll, auch wenn sie nicht mitgingen. Leider regnete es tagsüber, so dass manche sich abhalten ließen. Die Nacht war sternenklar, und gegen Morgen leuchtete uns der Mond, damit wir zielsicher auf dem Jakobsberg ankamen.

Wir trafen uns im Pfarrheim gegen 21 Uhr und stärkten uns mit einer Suppe, die das angrenzende Altenheim für uns gekocht hatte. Danach machten wir eine Kennenlernübung, damit wir uns etwas vertrauter wurden.

Dann gab es eine Einführung ins Thema „Durchs Dunkel gehen“, und wir lasen den Text von Markus 14 vor. Gegen 22.30 Uhr brachen wir auf und liefen zwei bis drei Kilometer. Nach einem Impuls „mal schauen, wo ich ähnlich wie Jesus in einer Situation bin, der ich nicht ausweichen kann“ liefen wir eine Stunde schweigend miteinander. Dies war eine sehr eindrückliche Erfahrung, da sich auch alle daran hielten. Der einzelne konnte seinen Gedanken nachhängen und war doch nicht allein.

Nach der Schweigestunde bestand die Möglichkeit, sich mit anderen Männern auszutauschen. Nach einer guten weiteren Stunde erreichten wir den Platz, an dem wir ein Feuer machten. Jeder hatte Holz mit im Rucksack, und sehr schnell war ein schönes warmes Feuer entzündet, das gut tat bei den doch recht frischen Temperaturen der Nacht. Wir verzehrten unseren mitgebrachten Proviant. Danach wurde nach der Stimmung gefragt, was sie bisher erlebt hatten, und es schloss sich ein Fürbittgebet an, das sehr bewegend und dicht war. Dazwischen wurde immer wieder der Vers gesungen: „Bleibet hier und wachet mit mir.“

Dann ging es weiter durch die Nacht – der Mond war aufgegangen – mit dem Impuls für das Schweigen: „Was hat mir in der Vergangenheit geholfen, durch dunkle Etappen hindurchzufinden?“ Das Schweigen hielt die Gruppe recht gut zusammen, danach kam die Phase der Müdigkeit, der Jakobsberg kam in Sicht und es wurde beschwerlicher. Längere Pausen zu machen, war schwierig, weil man sehr schnell auskühlte. Da verlief sich auch der inhaltliche Teil etwas. Hier scheint es sinnvoll, z. B. an Bildstöcken noch mal gezielter Station zu machen und vielleicht auch manchen kurzen Text zu lesen und ein wiederkehrendes Gebet zu sprechen.

So kamen wir gegen 6 Uhr auf dem Jakobsberg an. Zum Glück begannen die Mönche gerade mit ihrem Gebet, so dass wir in die Wärme der Kirche kriechen konnten. Es dauerte auch nicht lange, und so schliefen die meisten ähnlich wie die Jünger am Ölberg. Die Mönche beteten für uns. Danach lasen wir in der Kirche noch einmal den Markustext vor und machten eine kleine Segensübung. Wir waren alle sehr erschöpft und freuten uns auf den Kaffee im Speisesaal. Nach dieser Stärkung liefen wir noch 3 Kilometer zum Bahnhof und fuhren nach Hause.

Sehr bewegend waren das gemeinsame schweigende Gehen, das Feuer mit dem Fürbittgebet und der gemeinsame Schlaf in der Kirche. In der zweiten Nachthälfte lassen die Kräfte doch spürbar nach. Das ist zu beachten, was die Impulse betrifft. Insgesamt ist die Nachtwanderung jedoch gut angekommen und auf jeden Fall nachahmenswert.

Hubert Frank

E i n f a c h

Röm 12,3-8:

*Denn ich sage kraft der mir verliehenen Gnade jedem unter euch,
in seinem Sinnen nicht über das hinauszugehen, was sinnvoll ist,
sondern auf Besonnenheit zu sinnen,
jeder, wie Gott ihm das Maß des Glaubens zugeteilt hat.
Denn wie wir an einem Leib viele Glieder haben,
die Glieder aber alle nicht die gleiche Verrichtung haben,
so sind wir vielen ein Leib in Christus,
für sich genommen aber Glieder voneinander.
Dabei haben wir unterschiedliche Gnadengaben,
je nach der uns verliehenen Gnade;
sei es die Prophetie, dann nach Maßgabe des Glaubens,
sei es den Dienst, dann als Dienst,
sei es, daß einer Lehrer ist, dann im Lehren,
sei es, daß einer zu ermuntern hat, dann in Ermunterung;
wer verteilt, tue es in Einfalt,
wer vorsteht, in Eifer,
wer sich erbarmt, in Heiterkeit.*

(Übersetzung von Dieter Zeller)

„Wer verteilt, tue es in Einfalt“ – man könnte auch übersetzen: in Redlichkeit, in Schlichtheit, in Einfachheit.

Ungewöhnlich. Männer wissen, dass das Leben nicht einfach ist. Dass man sich immer gegen andere behaupten muss. Dass gerade, wenn es ums Verteilen geht, vielfältige Interessen mitspielen. Doch so verlieren auch gut gemeinte Aktionen ihren Sinn, weil der Sinn für das große Ganze dem Kleingeist unterliegt.

„So sind wir vielen ein Leib in Christus, für sich genommen aber Glieder voneinander.“ Wir Christen sollten wissen, dass wir eingeordnet sind in den letzten Sinnzusammenhang, der sich uns in Christus zeigt. Und dass wir uns miteinander verbinden müssen, wenn unser Leben Sinn machen soll.

Aber wollen Männer nicht unabhängig sein, alles alleine schaffen, auf niemanden angewiesen sein? Und das bedeutet: alles kontrollieren und um die dazu nötige Macht kämpfen – auch wenn die Redlichkeit dabei auf der Strecke bleibt.

„Dabei haben wir unterschiedliche Gnadengaben, je nach der uns verliehenen Gnade.“ Die christliche Gemeinde, wie Paulus sie hier zeichnet, soll nicht zur Spielwiese krampfhafter männlicher Selbstbehauptung verkommen. Was wir hier leisten können, stammt nicht von uns. Es hängt von der Gnade ab, die Gott verleiht.

Hier wird – anders als oftmals sonst – von Männern nicht erwartet, dass sie alles können. Es gilt, sich auf das „Maß des Glaubens“ zu besinnen. Hier dürfen Männer einfach mit anpacken, dürfen das einbringen, was sie wirklich können, was sie redlich zu leisten vermögen – und nur das macht Sinn.

Dann aber tobt nicht zerstörerischer Kampf, nicht gnaden-loser Wettbewerb, sondern bereichernde Eingliederung in den Leib Christi, in die Auferbauung des Reiches Gottes. Und vielleicht entdecken Männer dabei Begabungen, die in der Welt wenig zum Tragen kommen dürfen: Es gibt nicht nur Vorstehen, Lehren und Leiten, sondern auch Erbarmen, Ermuntern und Dienen.

Martin Hochholzer

Auf den folgenden Seiten dokumentieren wir die Haupttagung der katholischen Männerarbeit in Deutschland, die vom 3. bis zum 5. Mai 2004 im Bonifatiushaus in Fulda stattgefunden hat. Das Thema war:

„Welches Profil bekommt Europa? Chancen und Herausforderungen im europäischen Einigungsprozess“

Wichtiger Hinweis: Die nächste Haupttagung findet – entgegen der Ankündigung bei der letzten Haupttagung – vom 27. bis 29. April 2005 statt.

Das neue Europa – eine Chance für Christen?

Karl Lamers

Jean Monnet, einmal gefragt, wie er denn Europa ganz kurz mit einem einzigen Satz definieren könne, hat geantwortet: „Europa ist ein Beitrag zu einer besseren Welt.“ Ich finde, dass ist die beste Definition, die es bis heute für das Vorhaben eines politisch geeinten Europas gibt. Und wenn diese Definition richtig ist, dann ist das Vorhaben Europa gerade auch ein Projekt für Christen, für das Engagement der Christen für eine bessere Welt. Es heißt nicht: eine vollkommene Welt, es heißt nur: eine etwas bessere Welt, als sie derzeit ist.

Ich habe immer empfunden, dass damit die christliche Grundeinstellung hervorragend getroffen ist. Christen sind keine Utopisten. Aber Christen sind verpflichtet, für eine etwas bessere Welt zu kämpfen, zu versuchen, einen Abglanz unserer Utopie, nämlich der jenseitigen Welt, auch auf dieser Welt zu verwirklichen. Damit könnte ich eigentlich meinen Vortrag beenden, wenn ich sage: Jawohl, Europa ist eine Chance für Christen. Ich füge hinzu: Es ist ein Auftrag, und ganz gewiss wird dieses Europa nur dann ein solcher Beitrag für eine bessere Welt sein, wenn sich Christen für dieses Europa engagieren.

Wie notwendig das ist, das lesen wir jeden Tag in der Zeitung, denn auch derzeit ist Europa wieder einmal in einer Krise. Man kann sogar sagen, dass Europa sich von einer Krise zur nächsten

fortentwickelt. Krise ist aber keine Katastrophe, sondern ein Zustand, wo man weiß: So wie bislang geht es nicht weiter. Aber wie es genau weitergehen soll, das wissen wir noch nicht. Im Augenblick macht sich das u. a. keineswegs nur fest an der Frage, wie es denn mit der Verfassung und der Verfasstheit Europas weitergehen soll.

Fragen wir uns einmal vorab, was wir eigentlich unter Europa verstehen – jetzt nicht nur als Auftrag und als Projekt, das wir noch nicht vollendet haben und an dem wir noch arbeiten müssen, sondern: Wie ist unser Selbstverständnis von Europa, also die berühmte Frage nach der Identität. Ich rede über Selbstverständnis, weil der Begriff „Identität“ für alles Mögliche gebraucht und missbraucht wird. Darüber hatten wir ja in der letzten Zeit eine intensive Debatte unter europäischen Intellektuellen.

Also: Was ist es, was dieses Europa letztlich zusammenhält? Was ist das Selbstverständnis der Europäer? Bei dieser Debatte ist immer wieder im Grunde ein und dasselbe gesagt worden, es ist Bezug genommen worden auf das, was man das kulturelle Erbe unseres Kontinents nennen könnte; das, was unsere gemeinsamen Überzeugungen ausmacht, die gemeinsamen Werte, für die wir stehen.

Wenn man ganz unvoreingenommen dieses kulturelle Erbe betrachtet, dann stellt man fest: Alles, was heute unsere Überzeugungen in Europa sind, wurzelt

im Christentum. Ich sage das nicht aus Überheblichkeit, sondern als eine nüchterne Feststellung. Selbst dort, wo Europa gar nicht christlich ist oder gar bewusst antichristlich, wurzelt es etwa in den Auseinandersetzungen innerhalb des Christentums und zwischen Christen und Nichtchristen. Das berühmteste Beispiel dafür ist die Trennung von Kirche und Staat. Jedermann weiß, dass das zurückzuführen ist auf die Trennung zwischen Kaiser und Papst im Mittelalter. Was heute auch das christliche Abendland genannt wird, das begann nach dem Ende der römischen Herrschaft, nach dem Zusammenbruch des römischen Reiches. Und das Christentum war in den weitgehend barbarischen Ländern Europas – darunter auch Deutschland – der Kulturträger. Es hat die antike Welt in die nachantike Welt, in das neue Europa – wie man sagen könnte – übertragen. Das Christentum ist ja eine besonders bemerkenswerte Religion u. a. dadurch, dass es eine einzigartige Verbindung von Jenseits-Glauben und griechischer Philosophie ist. Und diese Verbindung von Philosophie und Glaube ist es, was Europa in der gesamten Zeit seiner Entwicklung gekennzeichnet hat und was das Christentum von anderen Religionen unterscheidet – denken Sie etwa an den Islam. In ihm hat jedenfalls seit einer Blütezeit in Toledo die Philosophie nie mehr eine Rolle gespielt, während die Philosophie als rationale Weltbetrachtung im Christentum untrennbar mit dem Glauben verbunden ist. Und wenn heute so viel davon die Rede ist, dass eben diese einzigartige Kombination von Philosophie und Religion ihre weltliche Ausprägung gefunden habe erst in der Renaissance, dann ist das schlichtweg falsch. Die Antike und alles, was die Antike ausmacht, also die griechische Philosophie und das römische Recht, also auch die Art der Politikgestaltung, das ist im Mittelalter in das europäische Denken eingefügt worden, und das Mittelalter war eine Zeit, die durch und durch geprägt war vom Christentum. Der Kulturträger – wenn ich mal dieses unschöne Wort gebrauchen darf – war eben die Kirche, das Christentum.

Insofern wäre es historisch gut begründet, in die neue Verfassung einen ausdrücklichen Bezug auf das Christentum aufzunehmen. Aber noch viel wichtiger wäre es, einen Gottesbezug in die Verfassung einzufügen – was ich nicht für sehr aussichtsreich halte, nicht zuletzt deswegen, weil das für unseren Nachbarn Frankreich unvorstellbar ist. Es wäre deswegen so wichtig – heute wichtiger denn je –, einen Gottesbezug in die europäische Verfassung

aufzunehmen, weil der nichts anderes bedeutet, als dass es auch etwas gibt, was der menschlichen Verfügungsmacht entzogen ist. Denken Sie nur an die Diskussion über die Biotechnik. Unsere Verfassung, das Grundgesetz, ist in einer Zeit tiefster Not und schrecklichster Erfahrung entstanden; so ist es kein Zufall, das ganz besonders dieser eine Satz „in Verantwortung vor Gott und den Menschen“ etwas ausdrückt, was heute nicht nur auch noch gültig ist, sondern was – nach meiner Überzeugung – heute noch gültiger ist, als es 1949 gewesen ist. Unabhängig davon, ob in die europäische Verfassung ein Gottesbezug kommt oder nicht, wir müssen jedenfalls in diesem Europa entsprechend handeln, wir als Christen.

Was sind die europäischen Werte? Es sind keine europäischen Werte, sondern es sind universalistische Werte. Die Werte, die die Europäer für sich in Anspruch nehmen, sind Werte, die nicht einer Nation zugeordnet sind, sondern sie gelten für alle europäischen Nationen, ja für alle Nationen weltweit. Die Konsequenzen, die wir auf der Grundlage dieser Überzeugungen in Europa nach 1945 begonnen haben zu ziehen, bedeuten Überwindung des nationalen Egoismus und des kollektiven Individualismus. Der Hl. Vater hat ja genau das in seiner Dankesrede auf die Verleihung des Karlspreises angesprochen. Er hat gesagt: Ich denke an ein Europa ohne selbstsüchtigen Nationalismus. Er hätte das „selbstsüchtig“ auch weglassen können: Nationalismus ist immer selbstsüchtig, Patriotismus nicht. Nationalismus ist die Ablehnung des anderen, Patriotismus ist die Liebe zu dem Eigenen. Patriotismus ist nicht nur erlaubt, sondern er ist notwendig. Nationalismus dagegen ist immer zerstörerisch. Auch insofern ist, so es um die Verwirklichung universalistischer Werte geht, Europa ein zutiefst christliches und eigentlich ein sehr katholisches Projekt. Schon der Name „katholisch“¹ besagt es ja, und die Kirche hat sich auch immer als eine europäische Institution mit weltweitem Anspruch und Auftrag verstanden.

Was das gemeinsame Erbe Europas betrifft: Mit der Praxis war es nicht so weit her. Erst nach den Erfahrungen im 20. Jhd. haben die Politiker begonnen, konkrete Schlussfolgerungen zu ziehen. Zuerst war es notwendig, die Versöhnung unter den europäischen Völkern voranzutreiben, v. a. die zwischen Frankreich und Deutschland. Das war die Grundvoraussetzung für das Wiedererstehen eines Europas, das nicht nur ein ideelles, sondern auch ein politisches sein sollte,

¹ Griechisch „katholikós“ = „allgemein, das Ganze betreffend“.

aber wir waren uns darüber im klaren, dass gute Vorsätze und feierliche Versprechungen nicht reichen würden, sondern dass es einer institutionellen Garantie für die Dauerhaftigkeit der Versöhnung bedürfe, und diese institutionelle Garantie ist das Sich-Unterwerfen unter ein gemeinsames Recht.

Das ist das entscheidende am politischen Europa: Alle unterwerfen und unterwerfen sich immer mehr einem gemeinsamen Recht. Dass das nicht immer einfach ist, ist uns gerade in den letzten Monaten besonders deutlich geworden. Ein Beispiel: Sie erinnern sich an das Urteil des europäischen Gerichtshofes zu der Frage, ob Frauen Zugang zu den deutschen Streitkräften haben müssten oder nicht. Der europäische Gerichtshof hat gesagt: ja. Und es hat mich doch sehr angenehm berührt, dass es da keinen Aufschrei der Empörung in Deutschland gegeben hat. Denn die Gestaltung der Streitkräfte gehört ja zu den intimsten Souveränitätsbereichen einer jeden Nation. Wir wollen nicht darüber streiten, ob das insgesamt eine besonders positive Entwicklung ist. Entscheidend ist, dass die Deutschen gesagt haben: Jawohl, es ist das europäische Recht, dem wir uns unterworfen haben, und wir halten uns daran. Dass es mit dem gemeinsamen Recht noch nicht so weit ist, wie es sein müsste, das ist allerdings anlässlich der Irak-Krise besonders deutlich geworden. Die Irak-Krise ist ein europäisches Desaster gewesen; in einer zentralen Frage ist Europa auseinander gebrochen, da es noch kein zwingendes gemeinsames Recht auf dem Gebiet der Außen-, Sicherheits- und Verteidigungspolitik gibt. Also kurzum: Es ist dieses gemeinsame Recht, das den Frieden garantiert, das die Versöhnung dauerhaft macht und welches das Fundament für dieses europäische Projekt ist.

Darüber hinaus aber geht es um ein Miteinander statt eines Gegeneinanders. Natürlich soll es weiterhin Wettbewerb geben, das ist ein Element unseres Lebens, aber es soll keine Rivalität mehr geben in dem Sinne einer Feindschaft. Der Wettbewerb soll geregelt werden, indem sich alle den gemeinsamen Regeln unterwerfen. Aber neben dem Wettbewerb geht es auch um Solidarität unter den europäischen Nationen. Ich glaube, das ist nirgendwo besser als in der Schrift gesagt, wo es heißt: Liebe deinen Nächsten wie dich selbst. Man darf sich selbst ja lieben, ja man muss sich selbst schon lieben in dem Sinne der Bejahung des Eigenen.

Es geht bei der Solidarität um Weitsicht statt um kurzichtigen Egoismus, konkret: um das so genannte europäische Modell. Darunter wird – generell gesagt – verstanden, dass wir in unseren Gesellschaften zwei Dinge in ein gutes Gleichgewicht bringen, nämlich auf der einen Seite eine liberale, global wettbewerbsfähige Wirtschaftsordnung und auf der anderen Seite eine solidarische Gesellschaftsordnung. Das ist das, was wir in Deutschland die soziale Marktwirtschaft genannt haben. Es geht also um die berühmten Pole von Freiheit und Gerechtigkeit. Dieses europäische Modell erhebt aber auch einen Anspruch, denn ein Modell ist eben nicht nur ein System, sondern auch ein Vorbild für andere. Und aus eigenen Erfahrungen weiß ich sehr gut, dass in der Tat die nichtwestliche Welt sehr darauf achtet, ob uns in Europa dieses Modell gelingt. Und wenn das kein Auftrag für Christen ist, dieses Gleichgewicht zwischen Freiheit und Gerechtigkeit wiederzufinden! Es ist nämlich auch in Deutschland ohne jeden Zweifel verloren gegangen.

Dieses europäische Modell ist nicht nur inhaltlich definiert, sondern auch durch das rechtlich geregelte Miteinander der europäischen Nationen, denn sie versuchen, sich zu helfen und gegenseitig unter die Arme zu greifen, nicht nur durch Transferleistungen finanzieller Art, sondern auch durch die Regeln für den Binnenmarkt, für den Wettbewerb, also für das organisierte Miteinander. So ist also das europäische Modell nicht nur Inhalt, sondern gleichzeitig auch die Methode, mit der dieses Ziel erreicht werden soll, eben das Miteinander freier und gleicher und starker Nationen.

Dass das heute besonders schwierig ist, das sehen wir im Blick auf das, was jetzt seit drei Tagen Wirklichkeit ist, nämlich das erweiterte Europa. Zehn Länder, die auf einmal der europäischen Union beigetreten sind. Ich brauche gar nicht auszuführen, dass das schon an sich eine ungeheure Herausforderung ist und dass das beispielsweise die Notwendigkeit noch stärker bekundet als vorher, dass wir eine neue Verfassung in Europa bekommen, dass die Regeln neu austariert werden, wie dieses Europa Entscheidungen trifft. Nein, es gibt auch noch andere Schwierigkeiten. Vor allem hat es noch nie einen so krassen Unterschied zwischen ärmeren und reicheren Nationen gegeben. Als Spanien beitrat, betrug das Pro-Kopf-Einkommen in Spanien etwa die Hälfte dessen, was die bisherigen Mitglieder der damals noch so genannten europäischen Gemeinschaft besaßen. Heute beträgt das Einkommen der Beitrittsländer vielleicht 20 % des

Einkommens, das die bisherigen Mitglieder der europäischen Union besitzen.

Ich wiederhole: Die Herausforderung durch die jetzt Hinzukommenden ist ungleich größer als damals. Aber es ist auch eine Chance, und ob es gelingt, die Chancen zu nutzen und die Gefahren zu meiden, das lässt sich nicht im Vorhinein mit Bestimmtheit sagen. Aber es hängt wie immer davon ab, wie wir eine solche Herausforderung annehmen – ob wir sie annehmen oder ob wir schon im Vorhinein nur klagen und in Stöhnen ausbrechen. Doch gerade das ist nicht nur in unserem Lande, sondern im westlichen Europa ganz überwiegend der Fall, und das, finde ich, ist ein schlechtes Zeichen für Europa.

Es ist doch eine Aufgabe für Christen, Dinge anders zu sehen. Es kommt darauf an, mit welchem Geist und mit welchem Engagement wir an die Sache rangehen. Ob wir solidarisch sind in dem Sinne, dass wir weitsichtig sind und sagen, dass mit oder ohne Erweiterung die Zeiten vorbei sind für eine gewisse vorhersehbare Zukunft, wo es ständigen Zuwachs an Wohlstand gegeben hat; und auch die Ungleichheit wird zunehmen. Deswegen ist das wirklich eine fundamentale Herausforderung für Christen, sich zu engagieren, dass wir dieses Gleichgewicht, von dem ich gesprochen habe, wieder finden und dass wir nicht vergessen, dass es Länder östlich unseres Landes gibt, zu denen bis vor zwölf bis vierzehn Jahren auch noch ein Teil unseres Landes gehörte, denen es ungleich schlechter ging und geht, als es uns ging.

Wenn wir schon davon reden, dann müssen wir auch sehen, dass eine Ursache für das Schicksal unserer Nachbarn Deutschland und eine andere die Sowjetunion war. Die Sowjetunion wäre nie die Macht geworden, die all diese Völker unterdrückt hat, ohne den Krieg, den ja ohne Zweifel unser Land ausgelöst hat. Es kann kein Zweifel sein, dass wir eine historische Verantwortung haben. Ich will das aber jetzt nicht im Sinne einer zusätzlichen Last auf unseren Schultern verstanden wissen, sondern als eine besondere Chance für unser Land, und dass das nicht irgendetwas Theoretisches ist, das sehen Sie ja an den Zahlen des wirtschaftlichen Austausches gerade unseres Landes mit den neuen Beitrittsländern. Dieses neue Europa aus alten, etablierten Nationen und neuen in einer besonders schwierigen Umbruchphase ist eine ganz besondere Herausforderung für uns Deutsche.

Übrigens auch noch aus einem Grund, der weniger offen diskutiert wird, aber der für den weite-

ren Fortgang des europäischen Einigungsprozesses von einer noch größeren Bedeutung ist als die Punkte, die ich gerade aufgezählt habe. Es geht um unterschiedliche Mentalitäten zwischen unseren östlichen Nachbarn und neuen Mitgliedern und Westeuropa, und „unterschiedliche Mentalitäten“ ist nur ein schwacher Ausdruck für das, was ich eigentlich meine. Das hängt damit zusammen, dass diese Völker nicht nur in den vergangenen Jahrzehnten eine sehr andere Erfahrung gemacht haben als wir im Westen unseres Kontinents, sondern dass sie seit Beginn ihrer Existenz andere Erfahrungen gemacht haben als der Westen Europas. Denken Sie an Polen, das größte Beitrittsland, denken Sie aber auch an Tschechien. Polen hatte es immer mit zwei problematischen Nachbarn zu tun, der eine hieß Russland, der andere hieß mal Preußen, mal Deutschland, mal Habsburg, aber es waren immer die Deutschen, und zwischen Russland und Deutschland hat sich das Schicksal dieses Landes vollzogen. In den letzten Jahrhunderten war Polen nur für sehr kurze Zeit, meist nur sehr oberflächlich und formal im Besitz seiner freien Selbstbestimmung, also souverän, und nun ist es das wieder seit gut zehn Jahren. Und nun soll es diese Souveränität zwar nicht aufgeben, aber mit den anderen europäischen Nationen teilen. Dass das ihnen nicht so leicht fällt, das muss man verstehen, auch dann, wenn die Ausdrucksformen des Wunsches nach Souveränität, leider auch in katholischen Bereichen Polens, alles andere als besonders angenehm, ja sogar hässlich sind. Wir müssen also sehr viel Verständnis aufbringen für diese neuen Mitglieder. Das gilt auch für Tschechien, wo bei der Diskussion um die Vertreibung der Sudetendeutschen vielfältige geschichtliche Erfahrungen mit hineinspielen.

Aber gleichzeitig muss auch klar sein, dass dieses Europa weitergeht. Wir können nicht warten. Und deswegen bin ich tief davon überzeugt, dass der Gedanke eines Kerns in Europa, eines magnetischen, keines abstoßenden Kerns, heute dringender der Verwirklichung bedarf als noch vor vielen Jahren. Der Kern des Kerns sind Frankreich und Deutschland. Und deswegen müssen in diesem neuen Europa diese beiden Nationen noch wesentlich enger zusammenwirken. Frankreich und Deutschland müssen zu einer Einheit zusammenwachsen. Dazu bedarf es eines festen Willens und einer geregelten Organisation, dass Frankreich und Deutschland in allen zentralen außen- und innenpolitischen Fragen in dieselbe Richtung gehen. Wenn wir das verwirklichen, dann würden wir auch das Endziel Europa gewissermaßen vorleben und

damit ein Beispiel geben für den Prozess, an dem alle europäischen Nationen teilnehmen sollen.

Aber nun sollen wir nicht so tun, als wenn Europa nur das Ergebnis unserer klugen Einsicht aus der Vergangenheit wäre und der Verwirklichung unserer gemeinsamen Überzeugungen und unserer gemeinsamen Werte, sondern Europa ist auch eine Antwort auf das, was man die Globalisierung nennt. Globalisierung ist zunächst nichts anderes als die Folge der supranationalen Wirklichkeit, mit der die Politik zu tun hat. Diese supra- oder besser transnationale Wirklichkeit, die von der Ökologie über die Ökonomie bis in den kulturellen Bereich reicht, ist nichts anderes als das Ergebnis der europäischen Ausbreitung, die vor etwa 600 Jahren begonnen hat. Es ist ja unsere technologische Zivilisation gewesen, die die Welt zu einer Einheit gemacht hat. Denken Sie daran, dass man heute ohne Schwierigkeit mit jedem Punkt der Erde kommunizieren kann, dass man in Jetztzeit – wie man sagt – erleben kann, was woanders passiert. Diese Ausbreitung der technologischen Zivilisation hat in Europa ihren Anfang genommen, und hier in Europa ist diese transnationale Wirklichkeit auch schon immer besonders dicht gewesen. Der wirtschaftliche Austausch zwischen den europäischen Nationen war früher und ist sehr viel intensiver als zwischen anderen Teilen der Erde. Mit dieser transnationalen Wirklichkeit hat es heute die Politik zu tun. In der Wirtschaft ist das besonders anschaulich, aber wir sehen heute, dass das auch ein Problem der inneren wie der äußeren Sicherheit ist.

Das territoriale Prinzip von Macht ist durch die transnationale, transterritoriale Wirklichkeit in Frage gestellt. Deswegen bedarf es auch einer neuen Organisationsform – und das ist das, was wir in Europa begonnen haben zu machen und was schon sehr viel weiter fortgeschritten ist, als man sich das hätte vorstellen können, als wir damit begonnen haben – aber noch nicht so weit, wie es von den objektiven Notwendigkeiten her erforderlich wäre. Und ich füge hinzu, dass der Nationalstaat natürlich nicht nur eine Organisationsform der Politik ist, sondern gewissermaßen auch so etwas wie eine Lebensform, es bleibt etwas in den Herzen der Menschen hängen. Die Menschen fühlen sich ihrem Land nicht nur verpflichtet, weil es die Politik organisiert, sondern auch aus einem anderen Grund. Es ist beides nicht voneinander zu trennen. Wenn die Effizienz der organisierten Politik nicht mehr so ist, dass sie die existenziellen

Bedürfnisse der Menschen befriedigt, dann lässt auch die Bindung und die Zuwendung der Menschen an dieses Gebilde nach, und genau das erleben wir ja. Die Menschen haben ja längst erkannt, dass der Nationalstaat allein nicht mehr in der Lage ist, ihre existenziellen Bedürfnisse zu befriedigen.

Übrigens ist das am besten an der Außen-, Sicherheits- und Verteidigungspolitik zu erkennen, dass wir zu klein und zu unbedeutend sind, um als einzelne Nationen unsere Interessen in dieser immer enger zusammenwachsenden Welt allein zu befriedigen. Wir haben *eine* Welt, d. h. Globalisierung, aber leider ist sie ja alles andere als eine *einige* Welt. Diese Welt ist im Umbruch, und sie ist in Teilen auch in Aufruhr gegen den so genannten „Westen“ – also jenen Teil der Menschheit, der diese eine Welt überhaupt erst geschaffen hat und der heute vor allem durch die USA repräsentiert wird. Wir müssen über die Gründe für diesen Aufruhr, deren schrecklichster Ausdruck die Anschläge vom 11. September und vom 11. März waren, sehr viel nachdenken und uns auch sehr viel mehr engagieren, als wir das bislang tun.

Ich will heute nur auf eines hinweisen: Diese Welt und wir alle werden nur eine Zukunft haben, wenn auch wir das Miteinander der Nationen weltweit anders gestalten als bislang. Bislang duldet niemand einen Richter über sich selbst. Jede Nation beansprucht, für sich Richter in eigener Sache zu sein. Theoretisch ist es für den Bereich der Gewaltanwendung durch die Charta der UN anders. Sie erhebt Anspruch auf das Monopol der Gewaltanwendung. Aber wie es in der Wirklichkeit ist, das haben wir ja gerade in den letzten Monaten noch einmal dramatisch erfahren, und leider war es ein Teil des Westens, der sich an diese Charta der UN nicht gebunden fühlte: die USA. Wenn es nicht gelingt, weltweit das Prinzip zu verwirklichen, das wir in Europa begonnen haben zu verwirklichen, nämlich das Prinzip der gemeinsamen Rechtsunterworfenheit, dann sieht es für die Zukunft der Welt nicht gut aus. Sie werden sagen, das ist im letzten die Idee vom Weltstaat. Aber ich mache mir nichts vor: Dahin ist es noch weit, und niemand in diesem Raum wird das jemals erleben. Aber richtig ist, dass wir global und regional Anfänge brauchen für eine Entwicklung, bei der sich alle dem Recht unterwerfen. Und es ist auch nicht so, als wenn es das überhaupt nicht gäbe. Ich sprach von der Charta der UN, und es gibt ja auch beispielsweise die WTO-Organisation, d. h. wo die Nationen sich für den Bereich der Wirtschaft gemeinsamen Regeln unterworfen haben. Das ist ein Beispiel, wo das Wort von Jean Monnet sich global verwirklicht, denn diese

WTO haben die Europäer durchgesetzt, gegen zunächst massiven Widerstand der USA, die immer größte Schwierigkeiten haben, wenn sie sich auch nur ansatzweise einem gemeinsamen Recht unterwerfen sollen. Es war ein Erfolg Europas, aber nicht auf Kosten Amerikas, sondern auch im Interesse Amerikas. Dieses Wort von Jean Monnet bringt auch den universalen Anspruch zum Ausdruck, den Europa erhebt, und den erheben wir nicht aus Überheblichkeit, sondern allein aus der tiefen Überzeugung, dass diese Werte im menschlichen Zusammenleben und auch im politisch organisierten Zusammenleben der Menschen in der heutigen Zeit die einzig angemessenen sind.

Jede Rechtsordnung verlangt nach Sanktionsmöglichkeiten. Es gilt heute nicht mehr für die Europäer, Kriege gegeneinander zu führen wie früher. Es geht immer mehr gewissermaßen um polizeiliche Angelegenheiten auf der globalen Ebene. Es kann keinen Zweifel geben, dass wir ein System entwickeln müssen, wie wir grundlegende Verstöße nicht nur gegen das Verbot der Gewaltanwendung gegeneinander, sondern auch grundlegende Verstöße gegen die fundamentalen Rechte der Menschen irgendwie ahnden können, denn wenn diese Welt wirklich eine Einheit ist und immer mehr voneinander abhängig ist, dann kann es uns nicht gleich sein, was im Sudan beispielsweise im Augenblick geschieht oder was in Afghanistan und im Kosovo geschah.

Wir müssen aber verhindern, dass es noch mal so kommt wie im Falle des Iraks, dass die USA etwas beschließen, und die anderen müssen folgen und auch alle Folgen mittragen – wir tragen sie ja mit im Falle des Irak, ob wir wollen oder nicht. Wer die Folgen mittragen muss, der muss auch die Entscheidung mitzutragen in der Lage sein. Es ist also sowohl unser Interesse wie unsere Vorstellung von einer etwas besseren Welt, dass Europa auch in der Außen-, Sicherheits- und Verteidigungspolitik mit einer Stimme spricht.

Wir haben von den Diskussionen über europäische Identität und europäisches Selbstverständnis gesprochen, und Gott sei Dank gibt es da großes Einvernehmen. Aber dass dies zu einem Wir-Gefühl der Menschen führt, dazu reichen solche Diskussionen nicht aus. Es ist eine Erfahrung aller europäischen Nationen, dass sich ein europäisches Selbstverständnis – neben dem nationalen Selbstverständnis – erst im Verhältnis zu den anderen entwickelt. Ich erkenne mich in dem, in welchem ich mich unterscheide, und deswegen kann Europa

nur durch Außenpolitik zu einem Selbstverständnis gelangen, zu sich selbst gelangen. Dass das keine Illusion ist, hat sich ja auch während der Irak-Krise gezeigt. Wir hatten das, was man eine europäische Öffentlichkeit nennen kann, und sie hat sich – übrigens vollkommen übereinstimmend – mit dieser Frage leidenschaftlich befasst. Dass in dieser Situation Europa versagt hat und keine gemeinsame Antwort gefunden hat, das war wirklich ein Desaster. Aber nun habe ich inzwischen den Eindruck, dass der Irak zwar zum europäischen Spaltpilz im vergangenen Jahr geworden ist, aber vielleicht jetzt auch zum Katalysator wird, zum Beschleuniger des europäischen Einigungsprozesses. Denken Sie daran, dass die Aussichten für die Verfassung besser geworden sind, denken Sie auch daran, dass die europäischen Innenminister jetzt viele Dinge beschlossen haben zur inneren Sicherheit, die längst auf der Tagesordnung waren, aber nicht vorangekommen sind. Und denken Sie auch daran, dass die Europäer allesamt – gleich, wo sie damals gestanden haben – zu dem Ergebnis kamen: Das darf nicht mehr passieren, wir müssen den anderen gegenüber, auch gegenüber den USA, mit einer Stimme sprechen.

Wenn wir das schaffen, dann erfüllen wir auch – ich sage das ganz bewusst ein wenig pathetisch – die Sehnsüchte großer Teile der nichtwestlichen Welt. Das habe ich immer wieder erlebt in Begegnungen mit Menschen aus der nichtwestlichen Welt, dass sie mit mir gar nicht so sehr reden wollten über bilaterale Probleme wirtschaftlicher Art etc., sondern dass sie zu mir kamen, um mit mir über Europa zu reden. Wenn ich sie gefragt habe: Weshalb interessiert Sie das so, dann war die Antwort in etwa die: Es ist ungeheuer spannend, was ihr hier macht, weil es irgendetwas ist, was notwendig ist, nicht nur bei euch in Europa, sondern auch in unserem Weltteil und global.

Wenn wir Europäer das verwirklichten, danach lebten, würden wir wirklich einen Beitrag zu einer besseren Welt leisten. Und ich finde, wenn Christen das nicht besser sehen, dann wäre das Projekt verloren. Aber ich glaube, Sie sehen es so, und der Hl. Vater hat es in Reden bereits öfters zum Ausdruck gebracht. Vielen Dank!

Karl Lamers war von 1980 bis 2002 Mitglied des Bundestags und fungierte u. a. als außenpolitischer Sprecher der CDU/CSU-Fraktion. (Hinweis: Dieser Beitrag ist die überarbeitete Tonbandaufnahme eines frei gehaltenen Vortrags.)

Der europäische Verfassungsprozess als Herausforderung für die Kirche

Stefan Lunte

1. Europa und Kirche: ein wechselseitiger Prozess der Annäherung

Als ich in den achtziger Jahren in Münster/Westfalen katholische Theologie studierte, kam der europäische Einigungsprozess als Studienthema nicht vor, auch unter Studierenden war die EU kein oder allenfalls ein Un-Thema, von dem wir, erstens, nichts verstanden und hinter dem wir, zweitens, – unter dem Eindruck der einheitlichen europäischen Akte von 1985 und dem daraus sich entwickelnden Binnenmarktprogramm – vor allem ein Projekt der Industrie, der großen Banken und Versicherungen vermuteten. Den Kirchen hingegen galt damals unsere ganze Aufmerksamkeit. Es gab den Streit um die Befreiungstheologie in Lateinamerika, es gab vor allem das reale Wirken der Kirchen für die Befreiung Mittel- und Osteuropas, der katholischen Kirche in Polen. Mit viel Engagement schließlich nahmen wir Anteil am konziliaren Prozess, der in der ersten europäischen ökumenischen Versammlung in Basel einen vorläufigen Höhepunkt und Abschluss fand.

Dann folgten die neunziger Jahre, das Jahrzehnt nach dem Fall der Mauer. Im Februar 1992 wurde die erneute Änderung der römischen Verträge beschlossen und in Maastricht unterzeichnet. Seit diesem Datum, seit dem Maastrichter Vertrag hat die öffentliche Diskussion über die europäische Einigung und die Europäische Union, die damals gegründet wurde, eine neue Qualität erreicht. Denken Sie an das knappe Referendum in Frankreich zur Währungsunion, an das ‚Nein‘ der Dänen und die emotional geführten Debatten über die D-Mark. Die Europäische Union oder kurz „Europa“ wurde endlich auch auf den Politik- und Feuilletonseiten unserer Zeitungen salonfähig, nachdem es solange vor allem die Wirtschaftsjournalisten beschäftigt hatte. Das gesteigerte Interesse schlug sich auch im Brüsseler Leben nieder. Aus deutscher Sicht könnte man zum Beleg auf die wachsende Präsenz der deutschen Länder hinweisen, die inzwischen alle ihre Vertretung in Brüssel haben, oder auf das Wirken der politischen Stiftungen, die die politischen Debatten in Brüssel

nicht unerheblich – wenngleich im Schatten angelsächsischer Think-Tanks und französischer Stiftungen – mitbestimmen. Zu nennen wäre in diesem Zusammenhang sicher auch die Eröffnung des EKD-Büros Brüssel im Jahre 1994. Die Gründung der COMECE 1980, unbeachtet von der kirchlichen und allgemeinen Öffentlichkeit, lag zwar wesentlich früher und fällt von daher ein wenig aus dem Rahmen, aber die Intensivierung der Arbeit und Präsenz, der Bezug eines größeren Hauses inmitten des EU-Viertels gehören in die Geschichte der neunziger Jahre.

Ansonsten war es in den neunziger Jahren eher still geworden um die Kirchen in Europa. Die großen theologischen Debatten blieben aus. Die zweite europäische ökumenische Versammlung 1997 in Graz erregte viel weniger Aufmerksamkeit als das erste Treffen in Basel.

Stattdessen verfestigte sich hier und dort der Eindruck, ein modernes, aufgeklärtes Europa müsse historischen Ballast abwerfen, um die Einigung auf der Grundlage ökonomischer Rationalität vorantreiben zu können. Dass zu dem historischen Ballast von vielen auch die Kirchen gezählt wurden, belegt der Streit um die so genannte Kirchenerklärung von 1997.

Die Erklärung Nr. 11 der Schlussakte des Amsterdamer Vertrags, die eigentlich ein Artikel des Vertrags oder zumindest ein dem Vertrag zuzurechnendes Protokoll werden sollte, war letztlich nur auf den erheblichen Druck des damals einflussreichsten europäischen Politikers und Staatsmanns Helmut Kohl hin durchzusetzen. Sie wurde von vielen als eine der nächtlichen Verhandlungsdramatik geschuldete Konzession an die deutschen Kirchen und deren Fürsprecher, den deutschen Bundeskanzler, interpretiert, die als Avatismus in der modernen europäischen verfassungsstaatlichen Theorie und Praxis einem langen Schlaf entgegenschlummern würde. Dieser Eindruck verstärkte sich noch, als im Jahr 2000 der Streit um die Nennung des religiösen Erbes Europas in der Präambel der europäischen Grundrechtscharta ausbrach und der aus dem bürgerlichen Lager stammende französische Staatspräsident Jacques Chirac und sein sozialistischer Ministerpräsident Lionel Jospin mit vereinten Kräften die von den Kirchen unterstützte und vom früheren deutschen Bundespräsidenten Roman Herzog vorgeschlagene Formulierung des religiösen Erbes Europas mit dem Hinweis auf die laizistische Tradition Frankreichs zu

Fall brachten. Dass sie bei den Regierungen der EU damit nicht allein standen, belegte die geringe Neigung der Regierungsvertreter im ersten europäischen Konvent, sich dem französischen Ansinnen zu widersetzen.

2. Die Kirchen im europäischen Verfassungsprozess

Mit der feierlichen Verkündung der Grundrechtscharta auf dem Europäischen Rat von Nizza, dessen offenkundiges Versagen im sehr unausgegorenen Nizza-Vertrag dokumentiert ist, wurde zugleich auch ein neuer europäischer Konvent einberufen, um den Entwurf für einen europäischen Verfassungsvertrag zu erarbeiten.

Zehn Monate später zerstörten fundamentalistisch motivierte Terroristen arabischer Herkunft die Doppeltürme des New Yorker World Trade Centers und einen Teil des Pentagons in Washington. Mit dieser Gewalttat zerstörten sie auch die in weiten Teilen der westlichen Eliten gehegte und von Francis Fukuyama intelligent vorgetragene These vom Ende der Geschichte, wonach mit dem Fall der Mauer die zunehmende Globalisierung von liberaler Demokratie und kapitalistischer Marktwirtschaft in Sicht sei.

Der 11. September markiert auch, wenn wir denn nach einem Datum suchen, eine neue Aufmerksamkeit für die Religion, die ganz erheblich von dem oben beschriebenen Muster der neunziger Jahre abweicht. Diese Aufmerksamkeit ist nicht nur negativ geladen, sie ist nicht nur eine verzweifelte und defensive Suche nach einem hermeneutischen Schlüssel für den Islam. Zumindest in Europa ist sie auch, so will es mir scheinen, der Versuch einer kreativen Wiederauflage des eigenen christlich-religiösen Erbes. Dieser Versuch ist nicht flächendeckend. Alte und neue Gegner von Christentum und Kirche, von denen gleich zu sprechen sein wird, halten fest an der These, dass Europa menschlicher, gerechter oder besser wäre ohne seine christlichen Kirchen. Aber es gibt doch eine Reihe von Indizien, die dafür sprechen, dass Religion eine Neubewertung in der europäischen Öffentlichkeit erfährt und dass dabei auch die Rolle der Kirchen in Europa neu und anders beurteilt wird.

Wovon spreche ich? Ich denke in erster Linie an die Diskussionen im Europäischen Konvent und die sie begleitende Öffentlichkeit. Die COMECE hat mit einer Reihe von Eingaben zu sehr unterschiedlichen Themen an der öffentlichen Diskussion teilgenommen.

Im Juni 2003 hat der Konvent dann den Staats- und Regierungschefs den Entwurf einer europäischen

Verfassung zugeleitet, der in seinem Artikel 51 die Kirchen und Religionsgemeinschaften ausdrücklich und gesondert von den Organisationen der Zivilgesellschaft behandelt, die in Artikel 46 vorkommen. Die beiden ersten Absätze dieses Artikels sind die beiden Sätze der schon erwähnten Erklärung Nr. 11. Ein dritter Absatz legt einen regelmäßigen Dialog mit den Kirchen fest, der sich wegen ihrer Identität und ihres spezifischen Beitrags für die Konventsmitglieder als notwendig erwies und der sich nicht im Rahmen des ebenfalls geplanten zivilgesellschaftlichen Dialogs und schon gar nicht im Rahmen des sozialen Dialogs vollziehen kann und darf.

Die Präambel des Entwurfs des neuen Verfassungsvertrags wird ohne jeden Zweifel auch einen Hinweis auf das religiöse Erbe enthalten. Sie erinnern sich, dass das noch vor drei Jahren undenkbar war. Aus Sicht der Bischofskonferenzen, aus Sicht der COMECE, aus Sicht des Heiligen Stuhls sollte das religiöse Erbe Europas durch eine explizite Nennung des Christentums präzisiert werden, und auch die Diskussion über einen Gottesbezug in der Verfassung ist aus unserer Sicht nicht abgeschlossen. Dennoch zeugt das bislang Erreichte von einer erstaunlichen Wende in der Wahrnehmung der Kirchen durch die europäischen Institutionen.

Hinsichtlich des Ihren Kreis besonders interessierenden Themas des Gender-Mainstreaming füge ich an, dass der Verfassungsentwurf die seit dem Amsterdamer Vertrag geltenden Prinzipien im Wesentlichen übernommen hat. Der Grundsatz der Nicht-Diskriminierung wird zu den in Artikel I-2 genannten Werten der Union gezählt, und Artikel I-3 legt als Ziel der Union die Förderung der Gleichstellung von Mann und Frau fest.

Außerdem ist jetzt neu die Charta der Grundrechte verbindlicher Bestandteil des Verfassungsentwurfs (Artikel II-23: Gleichheit von Männern und Frauen). Das Prinzip des Gender-Mainstreaming ist in Artikel III-2 festgeschrieben. Dort heißt es: „Bei allen in diesem Teil genannten Maßnahmen wirkt die Union darauf hin, dass Ungleichheiten zwischen Männern und Frauen beseitigt werden und die Gleichstellung von Mann und Frau gefördert wird“. (In Artikel III-108 wird das Prinzip des gleichen Entgelts für Mann und Frau festgeschrieben.)²

Nach dem gescheiterten Versuch einer Annahme des Konventsentwurfs im vergangenen Dezember durch die Staats- und Regierungschefs berichtet die irische Präsidentschaft beim letzten Europäischen Rat am 25. März in Brüssel von positiven Aussichten für einen Abschluss der Regierungskonferenz im Rahmen ihrer halbjährigen Präsidentschaft. Voraussichtlich wird es jetzt in der Woche

² Dass zwischen Anspruch und Wirklichkeit immer eine Lücke klafft, dürfte Sie nicht überraschen. So sind auch die Bemühungen der Europäischen Kommission für eine Rahmenrichtlinie im Bereich der Nichtdiskriminierung in den zurückliegenden Monaten gescheitert.

unmittelbar nach den Europawahlen zu den entscheidenden Sitzungen der Außenminister und der Staats- und Regierungschefs kommen. Umstritten bleibt eine Liste von etwa 20 Punkten. Dazu gehören das Abstimmungsverfahren im Ministerrat (Spanien und Polen sind für die Beibehaltung des in Nizza ausgehandelten Kompromisses), der Anwendungsbereich der qualifizierten Mehrheitsentscheidung (Frankreich und Deutschland drängen Großbritannien, die Vetoregelungen in den Bereichen Steuern und Sozialpolitik aufzugeben), die Zusammensetzung der Kommission (Vorschlag des Konvents: 15 Kommissare; aber die kleinen Staaten möchten alle einen Kommissar entsenden), die Rolle des künftigen Präsidenten, der Zuschnitt des Amtes des künftigen europäischen Außenministers und u. a. auch die Erwähnung des Christentums in der Präambel.

Seit dem 1. Mai gehören 25 europäische Staaten zur Europäischen Union. Dennoch ist die EU auch heute noch nicht ganz Europa. Es fehlen die westeuropäischen Staaten Norwegen, Schweiz und Island, es fehlen die Nachfolgestaaten Jugoslawiens, von denen Kroatien nach der Empfehlung durch die Europäische Kommission den Kandidatenstatus erhalten soll; es fehlen auch noch Rumänien und Bulgarien ...

Dennoch stellt sich die Frage, wie die Ratifizierung nach einer eventuellen Unterzeichnung des Verfassungsvertrags im kommenden Juni durch Parlamentsbeschluss oder Referenden in 25 Mitgliedsstaaten gelingen kann, angesichts des stetig sinkenden Zustimmungsgades zur EU in der Bevölkerung.

3. Herausforderungen für die Kirche

Wie stellt sich nun im Lichte des gerade beschriebenen gewandelten Interesses für Religion und Kirche die Rolle der Kirchen im Europa der EU heute dar? Was sind die besonderen Herausforderungen für die katholische Kirche?

Auf diese Frage möchte ich den Versuch einer Antwort wagen. Ich meine, dass die Rolle der Kirchen in der heutigen Europäischen Union durch drei Kennzeichen charakterisiert werden kann.

Die Kirchen sind heute aufgerufen, erstens, Partner im Dialog, sodann, zweitens, Mitbegründer eines europäischen Bewusstseins und schließlich, drittens, Träger eines Glaubensangebots im europäischen Kontext zu sein. Lassen Sie mich das im Blick auf die katholische Kirche ausführen.

3.1 Kirchen sind Partner im Dialog

Aus dem biblisch begründeten Satz von der Einheit in der Vielfalt, der von der Europäischen Kommission unter Leitung von Romano Prodi übrigens in der Formel „In Vielfalt geeint“ (Art IV-1) auch zur offiziellen EU-Devise gemacht worden ist, ergibt sich die Notwendigkeit zum Dialog. Nur durch den ernst gemeinten Dialog auf allen Ebenen könnten wir dem Glaubensgeheimnis von dem einen Leib der Kirche und seinen vielen Gliedern im realen Leben seine Entsprechung geben. Für die katholische Kirche handelt es sich dabei zunächst um den binnenkirchlichen Dialog. Die katholische Kirche in der großen, erweiterten EU wird etwa 262 Millionen Katholiken zählen, wovon man annehmen darf, dass gut ein Viertel einer beobachtbaren, regelmäßigen kirchlichen Praxis nachgeht. Diese Gläubigen, darunter mehrere Hunderttausend Ordensleute und Geistliche und über 1300 Bischöfe, teilen selbstverständlich nicht alle ein und dieselbe Meinung, wenn es um die EU geht. Das Gegenteil zu behaupten wäre Augenwischerei. Ein englischer Bischof wird nicht dieselbe Auffassung zur EU vertreten wie eine österreichische Benediktinerin, eine niederländische Katholikin nicht dieselbe wie ein polnischer Priester. Deshalb werden – angeregt durch den europäischen Einigungsprozess – in den nächsten Jahren sehr interessante Verständigungsprozesse einsetzen, die ich hier – ungeschützt – als eine „innerkatholische Ökumene“ bezeichnen möchte und die deshalb besonders wichtig sind, damit wir glaubhaft andere Dialoge anstoßen können, seien sie ökumenischer Natur oder als Gespräch mit Anders- und Nichtgläubigen. Die anschließende Frage lautet: Über welche europäische Plattform für eine „innerkatholische Ökumene“ verfügen wir? Reichen die sicher bedeutsamen europäischen Sonderversammlungen der Bischofssynode? Gibt es genügend Initiativen für das Gespräch unter Theologen und/oder Praktikern der Pastoral?

Über eine andere Variante des Dialogs, den offiziellen und regelmäßigen Dialog mit den Institutionen der EU, habe ich schon gesprochen. Seine genaue Ausgestaltung bleibt zurzeit noch unbestimmt. Darüber hinaus scheint mir ein Dialog in zumindest zwei Richtungen notwendig.

Aus Brüsseler Perspektive denke ich da zunächst an eine Reihe von Nichtregierungsorganisationen, für die die katholische Kirche wenn nicht Gegner, so doch zumindest Bremser bei der Durchsetzung der eigenen Ziele sind. Ich meine hier nicht einmal so sehr die Europäische Föderation der Humanisten, deren offene Antikirchlichkeit höchstens mit den Verwundungen vergangener Jahrhunderte erklärt werden kann und deren offenes und verborgenes Wirken den Kirchen in Brüssel manchen Stein in den Weg legt. Ich denke eher an Organisationen wie den europäischen Dachverband der

Frauenbewegungen, der sich kürzlich per Brief an alle Mitglieder des Konvents gewandt hat, um gegen den geplanten Artikel 51 zu intervenieren. In ähnlicher Weise hat sich auch das europäische Netzwerk gegen Rassismus zu Wort gemeldet, obwohl die Deutsche Bischofskonferenz und die EKD Mitglieder der deutschen Sektion dieses Netzwerkes sind.

Aus Sicht der COMECE ist hier das Gespräch notwendig, um nicht nur die unterschiedlichen Auffassungen im Bereich des Lebensschutzes herauszuarbeiten, sondern auch um Gemeinsamkeiten auf der Grundlage humanistischer Werte zu unterstreichen. Ein anderer Ansatz wäre der Austausch über den im vergangenen Februar von der COMECE veröffentlichten Vorschlag für eine europäische Familienstrategie.

Mit diesen Vertretern von dem humanistischen Denken Europas verpflichteten Kreisen gemeinsam wäre sodann der Dialog mit jenen zu suchen, die sich als Avantgarde eines post-humanistischen Zeitalters verstehen. Ich denke etwa an den englischen Philosophen und Professor der London School of Economics John Gray, der auf den ersten vierzig Seiten seines 2002 erschienenen Bestsellers „Straw Dogs“ gleich vier kapitale Fehler des Christentums ausmacht, die fatale Konsequenzen für die Erde gezeitigt hätten. Er sieht auch im modernen Humanismus mit den Menschenrechten im Mittelpunkt nur eine schlechte Säkularisierung der christlichen Religion, die besser durch die Gaia-Hypothese abgelöst würde. Er schreibt: „Der Humanismus ist eine aus den verwelkten Überresten des christlichen Mythos zusammengewürfelte weltliche Religion. Im Gegensatz dazu, verkörpert die Gaia-Hypothese – die die Erde als ein sich selbst regulierendes System betrachtet, dessen Verhalten in gewisser Weise einem Organismus gleicht – den rigorosesten wissenschaftlichen Naturalismus.“ (a. a. O. S. 32).

John Gray ist kein Außenseiter. Er genießt in Großbritannien höchste Anerkennung und wird auch in Brüssel gehört. Romano Prodi hat ihn in einen Expertenkreis zu Spiritualität und Werten in Europa berufen, und ein Anklang an diese Denkschule fand sich übrigens auch im ersten Entwurf einer Präambel für den europäischen Verfassungsvertrag, der zwar die christliche Tradition verschwieg, dafür aber nicht nur die Verantwortung gegenüber den künftigen Generationen in Erinnerung rief, sondern auch eine nicht näher präzierte Verantwortung der Europäer gegenüber der Erde.

Eine Rolle der Kirchen in Europa ist deshalb die des Dialogpartners, der offen und explizit das Gespräch mit allen Menschen guten Willens sucht und seine Positionen nachdrücklich vertritt. Für die ka-

tholische Kirche ist die COMECE auf der EU-Ebene dabei ein wichtiges Instrument.

3.2 *Kirchen als Mitbegründer eines europäischen Bewusstseins*

Der vor etwa einem Jahr verstorbene Historiker Professor Ferdinand Seibt schrieb in seinem letzten Werk, „Die Begründung Europas“, dass „die Bedeutung der ‚Nationalkirche‘ für die Nationbildung überall hoch einzuschätzen [sei], in der Geschichte der ‚Adalbertländer‘ ebenso wie in Frankreich oder England“. Heute, einige Jahrhunderte danach, kann an der Bedeutung der Kirchen für die Bildung eines Verfassungsvolkes der EU nicht gezweifelt werden. Darin liegt – zumindest möchte ich das für die katholische Kirche in Europa sagen – eine historische Herausforderung. Die Kirchen müssen an der Ausbildung eines europäischen Sinns, an einer Identifikation der Europäer mit ihrer künftigen Verfassung mitwirken.

Es wird auch auf absehbare Zeit nicht die eine europäische Nation geben, aber wir werden einen Verfassungsvertrag bekommen, dessen Rezeption durch die Bürger noch aussteht und die nur dann im umfassenderen Sinne möglich sein wird, wenn die Erfahrung des Gemeinsamen und Verbindenden gegenüber der Erfahrung des Trennenden an Bedeutung gewinnt. Gleichzeitig stellt sich die Frage, wer denn als ‚agent of change‘, als Akteur des Wandels, in Frage kommt.

Liegt hier nicht eine große Herausforderung und Verantwortung bei den Kirchen? Wer außer den Kirchen vermag heute Gemeinschaftserfahrungen anzustoßen, die die Grundlage für die Entstehung einer europäischen Bürgergesellschaft sein können? Die Bewerberliste für diese Transmissionsaufgabe ist nicht lang – und mit einem skeptischen Blick auf die gesellschaftliche Prägekraft der Kirchen in den meisten europäischen Nationen können sich auch Zweifel einstellen, ob die Kirchen selbst dieser Aufgabe gewachsen sind –, aber wer sonst sollte es denn nicht zumindest versuchen?

Damit meine ich selbstverständlich nicht eine europäische Neuaufgabe der Taufe des Chlodwig, durch die das Frankenreich vom arianischen zum katholischen Glauben übertrat. Ich denke natürlich nicht an eine erneute Konfessionalisierung Europas. Im Gegenteil. Das strenge Festhalten an der Unterscheidung von Geistlichem und Weltlichem ergibt sich aus der Religionsfreiheit, die in der katholischen Kirche mit der Erklärung *Dignitatis Humanae* des Zweiten Vatikanischen Konzils bekräftigt wurde. Die Religionsfreiheit ist die Wurzel der europäischen Freiheits- und Bürgerrechte. Ich zitiere das Konzil: „Das Vatikanische Konzil erklärt, dass die menschliche Person das Recht auf religiöse Freiheit hat. Diese Freiheit besteht darin, dass alle Menschen frei sein müssen von jedem Zwang sowohl von Seiten Einzelner

wie gesellschaftlicher Gruppen, wie jeglicher menschlichen Gewalt, so dass in religiösen Dingen niemand gezwungen wird, gegen sein Gewissen zu handeln, noch daran gehindert wird, privat und öffentlich, als einzelner oder in Verbindung mit anderen innerhalb der gebührenden Grenzen nach seinem Gewissen zu handeln. Dieses Recht der menschlichen Person auf religiöse Freiheit muss ... zum bürgerlichen Recht werden.“ (Nr. 2). Und das Konzil kennt auch den Umkehrschluss von der positiven Neutralität des Staates, d. h. dass der Staat nicht für die eine oder andere Religion Partei ergreift, sondern ihnen insgesamt wohlwollend, aber neutral gegenübersteht. Aus dem Bekenntnis zur Religionsfreiheit und diesem geläuterten Verständnis der Laizität kann die Kirche an der Bildung eines Grundkonsenses mitwirken, der ein zukünftiges europäisches Verfassungsvolk verbindet.

Die katholische Kirche ist in ganz Europa präsent, und durch die Kollegialität der Bischöfe und den Primat des Papstes stehen die Katholiken miteinander in enger Verbindung. Durch ihren Einsatz für die Religionsfreiheit – und hier sehe ich auch eine Begründung für einen Gottesbezug in einem europäischen Verfassungsvertrag („Die Bürger Europas sind frei, sich zu Gott zu bekennen – oder auch nicht!“) – kann sie an der Bildung des europäischen Verfassungsvolkes mitwirken. Ich sehe die Kirche heute auch in der Rolle der Geburtshelferin einer europäischen Bürgergemeinschaft.

Als COMECE durften wir gerade eine sehr schöne und Mut machende Erfahrung sammeln. Die gemeinsame Wallfahrt von 300 Europäern aus 27 Ländern und unterschiedlicher Konfession nach Santiago de Compostela war diesbezüglich für viele eine echte und tiefe geistliche Erfahrung mit hoffentlich (kirchen-)politischer Langzeitwirkung. Der Präsident der COMECE sprach nach diesen Tagen aus, dass vielleicht eine neue europäische Wallfahrtsbewegung der Schlüssel für das Zusammenwachsen Europas sein könnte. Die Kirche muss diese Rolle annehmen und mit Leben erfüllen, und das wiederum ist für die Kirche nur dann authentisch möglich, wenn sie sich nicht verbiegt, sondern sich auf ihren Kernauftrag besinnt. Ich komme damit zu einer dritten und der aus meiner Sicht zentralen Rolle der Kirchen in Europa heute.

3.3 *Kirchen als Träger eines Glaubensangebots*

Nachdem ich das Wort von der Einheit in der Vielfalt und das Prinzip der Unterscheidung von Geistlichem und Weltlichem zum Ausgangspunkt für die beiden ersten kirchlichen Aufgaben gewählt habe, möchte ich

nun die abschließende dritte Rolle für die Kirchen auf die Gegenüberstellung von eschatologischer und utopischer Weltsicht gründen. Die kirchliche Lehre von den letzten Dingen ruft in Erinnerung, dass unserem weltlichen Streben Grenzen gesetzt sind, dass wir unsere endgültige und uns noch verborgene Heimat erst bei Gott finden werden. Demgegenüber versuchen utopische Denkschulen innerweltlich und im Detail, wenn nicht das Leben der einzelnen Person, so doch das Entwicklungsziel der Gesellschaft als ganzer zu prädeternieren.

Für die Verbreitung dieses utopischen Denkens gibt es eine Vielzahl von Beispielen, so auch in der EU. Wann und wo immer von der Finalität der EU die Rede ist, liegt die Versuchung nahe, darüber die Aufgaben des Tages zu vergessen. Dies war nicht der Ansatz der europäischen und christlich motivierten Gründungsväter, die über eine konkrete und unmittelbare Zusammenarbeit in ausgewählten Bereichen das Ziel des Friedens verwirklichen wollten.

Die Kirchen können heute in ihren Stellungnahmen auf die gegenwärtige Verantwortung der EU und ihrer Mitgliedsstaaten hinweisen, etwa im Kampf gegen die weltweite Armut und die globalen Umweltrisiken oder intern bei der Neuformulierung des europäischen Sozial- und Geschlechtermodells.

Sie können auch grundsätzlicher ansetzen und ihre Sicht eines Gesellschaftsmodells im umfassenden Sinne verdeutlichen. Dazu abschließend ein Beispiel: Im so genannten „Lissabon-Prozess“ haben sich die europäischen Staats- und Regierungschefs im Juli 2000 darauf verständigt, aus der EU bis zum Jahr 2010 die wettbewerbsfähigste Weltregion zu machen. Durch einen enormen Apparat von Indikatoren und Kennzahlen wollen die Mitgliedsstaaten jedes Jahr den europäischen Frühjahrsrat nutzen, um Fortschritte bei der Einführung neuer Technologien, der Vollendung des europäischen Kapitalmarktes und der Flexibilisierung der Arbeitsmärkte zu messen. Es gibt auch soziale und ökologische Zielvorgaben. Selbst im Bereich von Schule und Ausbildung wurden Indikatoren von der Kommission entwickelt und vom Ministerrat beschlossen. Wer nicht gleich den Aufwand mit dem tatsächlich Erreichten vergleicht und sich so zum Spielverderber bürokratischer Leidenschaft macht, kann gegen diese Vorgehensweise im Prinzip nichts einwenden. „Peer-pressure“ und interner Wettbewerb zwischen den Mitgliedsstaaten sind in meinen Augen ebenso wenig verwerflich wie das Ziel der globalen Wettbewerbsfähigkeit an sich. Die Kirchen sind – nebenbei gesagt – auch hier gut beraten, ihr ökonomisches Analysewerkzeug zu schärfen und nicht gleich gegen „die Wirtschaft“ zu polemisieren.

Was ich trotzdem bedenklich finde, ist, dass offensichtlich nur wenige in den Regierungen, den europäischen Institutionen und europäischen Medien die Frage

stellen, warum denn die EU zur wettbewerbsfähigsten Weltregion werden soll. Warum müssen die Europäer produktiver werden? Wozu wollen wir den Gewinn an Zeit und Reichtum nutzen? Solche Fragen, die Sinnfragen eben, werden im europäischen Einigungsprozess der Gegenwart nicht oft genug gestellt.

Ich erinnere in diesem Zusammenhang gerne an das Beispiel der Zisterzienser aus dem 12. Jahrhundert, denen Europa einen enormen Produktivitätsfortschritt verdankt. Der französische Historiker Georges Duby hat das meisterhaft dokumentiert. Wälder und Sümpfe in ganz Europa wurden von den Brüdern des heiligen Bernhard von Clairvaux urbar gemacht, neue Arbeitstechniken erfunden und die Arbeitsorganisation revolutioniert. Sie erreichten, was die EU nur mühsam erzielen wird. Und wozu das alles, wozu der Zeitgewinn? Auf diese Frage hatten die Zisterzienser im Gegensatz zu unserer Zeit eine Antwort. Für sie lag auf der Hand, dass sie effektiver arbeiten mussten, um mehr Zeit für das gemeinsame Gebet zu haben, also mehr Zeit für Gott.

Ob sich die europäischen Staats- und Regierungschefs heute auf diese Antwort verständigen könnten, darf bezweifelt werden, aber die Frage nach dem Sinn und Zweck von Produktivitätsfortschritten gehört in die europäische Diskussion. Sie richtet sich an den einzelnen wie auch an das europäische Gemeinwesen als Ganzes, und die Kirchen haben hier ihre Rolle. So könnte ich mir vorstellen, dass die Kirchen gemeinsam eine Kampagne starten, um den Elan der weltweiten Solidarität in der EU bis zum Jahre 2010 zu verdoppeln, oder um die EU, wie jetzt mit unserer Initiative vorgeschlagen, zur familienfreundlichsten Region auf dem Globus zu machen.

Für die Christen in Europa stellt sich darüber hinaus die Frage, ob sie den Menschen ihrer Umgebung die Antwort der Christen auf die an jeden gestellte

existentielle Sinnfrage vernehmbar genug anbieten. Dieser erste Dienst der Christen, der Dienst, den Menschen die gute Nachricht von Jesus Christus zu verkünden, ist die Hauptrolle für die Christen und ihre Kirchen in Europa.

Schluss

Die Europäische Union steht vor weit größeren Herausforderungen, als ich es Ihnen bis hierher darlegen konnte. Es gibt nicht nur die Verfassungsfrage, die ich heute vorrangig besprochen habe. Wir stehen vor den Wahlen zum Europaparlament, den größten demokratischen Wahlen in der Geschichte der westlichen Welt, im kommenden Juni. Ebenfalls im Juni sollen sich die Staats- und Regierungschefs auf einen neuen Kommissionspräsidenten verständigen, und die neue große Kommission mit 25 Kommissaren wird im November ihre Arbeit aufnehmen. Die letzte große Aufgabe dieser Kommission wird die Erarbeitung eines Berichts zur Aufnahme der Türkei sein. Dann gilt es u. a. den Stabilitätspakt zu reformieren und die EU-Finanzplanung für die Zeit nach 2006 zu verhandeln. Auf der internationalen Ebene steht der geplante Abschluss der Doha-Entwicklungsrunde in der WTO aus, und innerhalb der EU werden in den nächsten Jahren wichtige Weichen für die Bewältigung der demographischen Entwicklung Europas gestellt werden müssen. Bei all diesen Fragen darf die Kirche trotz aller notwendigen Introspektion nicht am Wegesrand stehen, sondern sollte eine informierte und engagierte Weggenossenschaft anstreben.

Stefan Lunte ist stellvertretender Generalsekretär der Kommission der Bischofskonferenzen der Europäischen Gemeinschaft (COMECE).

Die Teilnehmer der Tagung zusammen mit Erzbischof Prof. Dr. Ludwig Schick im Dom zu Fulda



Geschlechtergerechtigkeit – ein europäisches Thema

Martin Rosowski

Im Entwurf für eine europäische Verfassung steht der Artikel II-23 unter der Überschrift „Gleichheit von Männern und Frauen“. Sie baten mich hingegen, über die Gerechtigkeit zwischen den Geschlechtern als ein europäisches Thema zu sprechen.

Das kommt mir sehr entgegen, weil ich gerade nicht in der Gleichheit der Geschlechter, sondern in der Wahrnehmung und Achtung ihrer Unterschiedlichkeit den Schlüssel für Geschlechtergerechtigkeit sehe. Weil die Menschen von Gott bewusst als Frauen und Männer geschaffen wurden, sind sie von Lebenssituationen vielfach unterschiedlich betroffen. Um geschlechtergerechte Bedingungen zu gewährleisten, benötigen wir also gerade ein Instrument, das die Differenz in den Lebensbedingungen analysiert und diese Analyse zur Grundlage weiterer Gestaltung von Lebensverhältnissen macht.

Die Europäische Union hat ein solches Instrument geschaffen: Das so genannte Gender-Mainstreaming. Gender-Mainstreaming bezeichnet eine neue politische Strategie, in der die geschlechterbezogene Sichtweise in allen Politikbereichen berücksichtigt werden muss. Als allgemein gültige Definition in der Europäischen Union gilt die Formulierung des Europarates: „Gender-Mainstreaming besteht in der (Re-)Organisation, Verbesserung, Entwicklung und Evaluierung politischer Prozesse mit dem Ziel, eine geschlechterbezogene Sichtweise in alle politischen Konzepte auf allen Ebenen und in allen Phasen durch alle an politischen Entscheidungen beteiligten Akteure und Akteurinnen einzubeziehen.“

Die EU-Kommission hat dies 2000 deutlich festgehalten. „Gender-Mainstreaming“ bedeutet demnach, dass bei der Vorbereitung, Durchführung, Begleitung und Bewertung aller allgemeinen Maßnahmen und Tätigkeiten die Auswirkungen auf die jeweiligen Situationen der Frauen und Männer erkennbar und aktiv berücksichtigt werden.

Die Europäische Kommission hatte den Gender-Mainstreaming-Ansatz bereits in ihre Bemühungen um Chancengleichheit 1996 eingearbeitet. 1997 wurden Gender-Mainstreaming-Beauftragte ernannt und ein Leitfadens zur Bewertung geschlechterspezifischer Auswirkungen erarbeitet. 1998 wurde Chancengleichheit in den europäischen Leitlinien zur Beschäftigungspolitik explizit als eine der vier Säulen erklärt neben den Themenbereichen Vermittelbarkeit, Anpassungsfähigkeit und Unternehmensgeist. Im

Vertrag von Amsterdam, ebenfalls 1998, wird Gender-Mainstreaming als horizontales Ziel für alle Gemeinschaftsaufgaben festgeschrieben, und erstmals werden konkrete Schritte und Strategien benannt: Bewusstseinsbildung, Schulung, Routineverfahren (Gender Impact Assessment) und die Gleichstellungsprüfung (Gender Proofing).

Das „Gender Impact Assessment“ führt die Bewertung aller Maßnahmen auf ihre geschlechtsspezifischen Auswirkungen als ein Routineverfahren ein, d. h. es wird immer und selbstverständlich, als Routine, angewandt. Das „Gender Proofing“ ist eine Gleichstellungsprüfung, um sicherzustellen, dass alle Legislativvorschläge, Strategiepapiere, Gemeinschaftsaktionen der EU dem Ziel der Chancengleichheit gerecht werden. Für die Bewusstseinsbildung und Schulung wurden so genannte „Gender Trainings“ entwickelt, in denen Information, Weiterbildung und strukturierte Selbsterfahrung in der Gender-Thematik stattfinden. Mit der EU-Strukturfondsverordnung für die Jahre 2001 bis 2006 ist die Berücksichtigung der Chancengleichheit von Männern und Frauen integraler Bestandteil der Mittelvergabe in diesem Bereich.

Bei der Umsetzung in nationale Politiken der einzelnen Mitgliedsstaaten der Europäischen Union ergibt sich allerdings ein Nord-Süd-Gefälle. Am weitesten fortgeschritten mit der Integration der Perspektive der Gleichstellungspolitik von Frauen und Männern und der Umsetzung des Gender-Mainstreaming sind die skandinavischen Staaten. Bereits im Jahr 1994 hat Schweden mit der Implementation von Gender-Mainstreaming begonnen, Finnland 1998. In der Bundesrepublik Deutschland hat sich die Bundesregierung 1999 per Kabinettsbeschluss auf die Querschnittsintegration der Chancengleichheit von Frauen und Männern mittels des Gender-Mainstreaming-Prinzips festgelegt. Zahlreiche Bundesländer und Kommunen haben ähnliche Grundsatzbeschlüsse mittlerweile gefasst und mit der Implementation des Gender-Mainstreamings in ihre Politikbereiche begonnen. Auch in anderen gesellschaftlichen Subbereichen, beispielsweise in Firmen, wird diese Politikstrategie zunehmend aufgegriffen. Bei der Gründung der Dienstleistungsgewerkschaft ver.di wurde Gender-Mainstreaming in der Satzung verankert.

Über Gender-Mainstreaming wird seither viel geredet – vor allem wird viel Missverständliches, Unverständliches und Widersprüchliches geredet. Mag das daran liegen, dass die meisten Leute eigentlich gar nicht

wirklich wissen, was das ist, wo sie davon betroffen sind und welche Möglichkeiten es ihnen eigentlich eröffnet?

Die Gender-Mainstreaming-Strategie trifft als hoch systematisiertes Analyse- und Steuerungsinstrument auf eine gesellschaftliche Diskussionslage mit Steinzeitqualität. Dies gilt vor allem für eine differenzierte Perspektive auf die Männer und ihre Einbindung in das Gender-Mainstreaming.

Diversity – oder: Können sie sich überhaupt verstehen?

Das hängt natürlich in erster Linie damit zusammen, dass sich sowohl in der gezielten Wahrnehmung von männlichen und weiblichen Lebenssituationen als auch in den daraus zu entwickelnden frauen- und männerpolitischen Positionen eine äußerst ungleichzeitige Entwicklung vollzieht.

Während sich Frauenpolitik vorrangig die Aufdeckung von Ungerechtigkeiten und Angleichung der Lebenschancen für Frauen zum Ziel setzt, geht es in der seit einigen Jahren durch die so genannte Männerbewegung angestoßenen männerpolitischen Diskussion hingegen vor allem um die Entdeckung zusätzlicher und bisher tabuisierter Lebensdimensionen für Männer jenseits von Arbeit und Karriere. Zunehmend reflektieren auch Männer ihre sich durch Rollenwandel verändernden Interessen und entsprechende gesellschaftspolitische Rahmenbedingungen.

Hinzu kommt, dass geschlechterspezifische Politikansätze in der Geschlechterdiskussion anderer internationaler Kontexte keine vergleichbare Rolle wie in Deutschland spielen. Der uns vertraute politische Feminismus ist in seiner Polarisierungstendenz nicht unbedingt europatypisch.

Das liegt daran, dass die Frage nach der Geschlechtergerechtigkeit vor allem im entwicklungspolitischen Zusammenhang eine besondere Relevanz erlangte und dabei stärker von dem Prinzip der Antidiskriminierung allgemein geprägt war.

Ähnliches gilt für die Entwicklung des Geschlechterverhältnisses in skandinavischen Staaten. Auch hier wurden Geschlecht und sexuelle Orientierung gleichermaßen sehr früh als Dimensionen möglicher Diskriminierung definiert und von vornherein in Gesetzgebung und Rechtsprechung einbezogen.

Dies setzt den gleichzeitigen Blick auf beide Geschlechter voraus. Der so genannte – nur von Männern in Anspruch zu nehmende – Papa-Monat in Schweden, die Koordinierungsstelle für Männerfragen im Nordischen Rat oder die Zielgruppendefinition „Männer“ im Chancengleichheitsprogramm desselben sind Ausdruck der Erkenntnis in solchen Län-

dern, dass Geschlechterverhältnisse nur unter Einbeziehung der Lebensverhältnisse beider veränderbar sind.

Alles „Gender“ oder was?

Der Begriff „Gender“ ist in der jüngsten Zeit zur Grundlage der Geschlechterdebatte und einer neuen, geschlechtergerechten Politik geworden. Wir bedienen uns dieses Begriffes, weil unserer Sprache eine eindeutige Differenzierung zwischen der biologischen und der sozialen Dimension des Geschlechtes fehlt.

Das Gender-Konzept geht davon aus, dass die Geschlechterrollen sozial und kulturell geprägt und deshalb veränderbar sind. Biologische Unterschiede zwischen Frauen und Männern werden nicht mehr als Rechtfertigung für gesellschaftliche Unterschiede akzeptiert. Damit wird klar: Auch Männer haben ein eigenes Geschlecht, das bei den Bemühungen um die Gleichberechtigung der Geschlechter zu berücksichtigen ist, ohne dass ihm daraus Dominanzansprüche erwachsen können.

Zugleich ist zu beachten, dass Frauen und Männer in sich keine homogenen Gruppen sind. Es gibt weder *die* Männer noch *die* Frauen, sondern vielmehr Frauen und Männer in unterschiedlichen Lebenssituationen mit spezifischen Interessen und Bedürfnissen.

Trotzdem ist nicht zu leugnen, dass Frauen und Männer als gesellschaftliche Gruppe von den bestehenden Verhältnissen unterschiedlich betroffen sind. Deshalb begründet die Einführung des Gender-Begriffes gerade auf der politischen Handlungsebene ein Prinzip, nach dem jeder Beschluss, egal, in welchen Bereich er fällt, immer auch auf seine Auswirkungen auf das Geschlechterverhältnis hin untersucht werden soll.

Gegenüber der Politik der Frauenbewegung, des Feminismus und der Frauenforschung bedeutet das Gender-Konzept eine deutliche Akzentverschiebung. Der Fokus ist nun nicht mehr auf Frauen gesetzt, sondern auf das Verhältnis der Geschlechter – die Dynamiken und Kräfteverhältnisse, die Hierarchien und Unterordnungen, die sich darin finden, werden analysiert, reflektiert und gezielt verändert.

Gender-Mainstreaming – neue Qualität der Geschlechterpolitik?

Im Kontext einer solchen Profilierung des Gender-Begriffes gewinnt nun die Strategie des Gender-Mainstreaming als ein neuer Ansatz der Geschlechterpolitik zunehmend an Attraktivität. Dabei geht es darum, die Perspektive des Geschlechtes in die zentralen Prozesse, also in den Mainstream der Politik, einzuspeisen.

Gender-Mainstreaming ist eine umfassende politische Strategie zur Gleichstellung von Männern und Frauen. Sie besteht darin, dass bei der Planung, Durchführung

und Bewertung aller Vorhaben und Maßnahmen (also bei der Formulierung von Gesetzen, der Personalpolitik, der Entscheidung über Sozialleistungen, der Ausgestaltung der Gesundheits-, Wohnungs- und Verkehrspolitik, der Vergabe von Projektmitteln usw.) die unterschiedlichen Voraussetzungen und Bedürfnisse von Männern und Frauen von Anfang an mitbedacht werden – das Ziel der Gleichstellung ist dabei ein entscheidender Maßstab (ebenso wie z. B. Finanzierbarkeit oder die ökologische Verträglichkeit).

Ziel des Gender-Mainstreaming ist die Herstellung von demokratischen Verhältnissen zwischen Frauen und Männern, die selbstverständliche Einbeziehung von Geschlechterdemokratie und Chancengleichheit in die politischen Entscheidungsprozesse und letztlich eine Gestaltung der gesellschaftlichen Realität, die zu einer umfassenden Entfaltung der Gaben und der Verantwortung von Frauen und Männern führt.

Dabei wird das Bemühen um Gleichstellung als Aufgabe des politischen Gemeinwesens von der politischen und fachlichen Führungsebene selbst aufgegriffen und umgesetzt. Dieses so genannte Top-down-Modell (von „oben“ nach „unten“) ist Voraussetzung für eine effektive Umsetzung des Vorhabens, soll es nicht an bestehenden Machtverhältnissen und den Beharrungskräften gewachsener Strukturen scheitern.

Um Gleichstellung zu erreichen, muss so nicht mehr an guten Willen und Selbstverpflichtungen appelliert werden; Geschlechtergerechtigkeit durch Gender-Mainstreaming wird zum verbindlichen Prinzip politischen Handelns, Planungs- und Entscheidungsinstanzen werden rechenschaftspflichtig. Der politische Prozess macht sich die Sensibilisierung von Frauen und Männern für die Notwendigkeit, das Geschlechterverhältnis aktiv zu gestalten, zu Eigen. Der Abbau von bestehender Diskriminierung wird um Maßnahmen erweitert, die künftiger Diskriminierung vorbeugen und geschlechtergerechte Verhältnisse ermöglichen.

Gender-Mainstreaming aus der Sicht von Männern

„Gender-Mainstreaming ist die Doppelstrategie zur bisherigen Frauenförderpolitik“, sagt die ehemalige Beauftragte für Gender-Mainstreaming im Bundesministerium für Familie, Jugend, Frauen und Senioren. Gleichstellungsbeauftragte okkupieren den Begriff des Gender-Mainstreaming ungeniert als eine Professionalisierung ihrer bisherigen Arbeit. Und die wissenschaftliche Mitarbeiterin im wirtschafts- und sozial-

politischen Forschungs- und Beratungszentrum der Friedrich-Ebert-Stiftung, Dr. Barbara Stiegler, stellt fest:

„Eine genauere Betrachtung der Geschichte des Konzeptes Gender Mainstreaming ergibt, dass es aus der Ohnmacht und der Macht der Frauen in gleichem Maße erwachsen ist: Die weltweit geteilte Erkenntnis, dass die bislang praktizierten Strategien des Agenda Settings auf internationaler Ebene nur mangelhaft strukturelle Verbesserungen in den einzelnen Ländern für die unterdrückten Frauen gebracht haben, signalisierte eine Ohnmacht. Das Aufnehmen der Strategie Gender Mainstreaming in die neue Agenda ist aber als Ausdruck der Macht zu verstehen, diesen Skandal endlich zu beseitigen und den Anspruch an die männlich dominierten Organisationen zu stellen, die Interessen der Frauen ernst zu nehmen. Aus der Einsicht in die langsamen Veränderungen in den Geschlechterverhältnissen bzw. in Kenntnisnahme auch von Rückschritten ermächtigen sich die Frauen, die Männer endlich ‚zum Zuhören‘ zu zwingen.“

Ich stelle fest, dass hinter solchen einseitigen Definitionsversuchen des Gender-Mainstreaming der untaugliche Versuch steht, das gescheiterte Konzept einer Gleichstellungspolitik im Sinne einseitiger Frauenförderung über die Zeit zu retten. Ich halte das für fatal, weil es weder den Frauen noch den Männern nützt – sondern es nützt einzig und allein dem Patriarchat!

Wir haben in der Männerarbeit bereits vor Jahren festgestellt, dass ein radikalierter Geschlechterkampf zum Scheitern verurteilt ist. Männer werden sich nicht mit einer reinen Verlustrechnung zu einer aktiven Beteiligung am Rollensetting der Geschlechter bewegen lassen. Veränderungen gelingen durch eine gesunde Balance von Verlust und Gewinn!

Es bedarf keiner längeren Erörterung, um festzustellen, dass unter der immer noch bestehenden realen Ungleichheit der Lebensbedingungen auch in Deutschland besonders Frauen zu leiden haben. Deshalb werden sie voraussichtlich aus dem Konzept Gender-Mainstreaming in der Regel einen größeren Gewinn ziehen können als wir Männer.

Das sollte uns Männer allerdings nicht dazu verführen, uns in der Geschlechterdebatte weiterhin abstinenter zu verhalten. Und dies nicht nur aus altruistischen Motiven, sondern auch darum, weil das Prinzip Gender-Mainstreaming – konkret angewandt – auch zur Verbesserung der Lebens- und Arbeitsbedingungen von Jungen und Männern führen wird.

Es lohnt sich erneut ein Blick auf die Praxis des Gender-Mainstreaming in unseren skandinavischen Nachbarländern. So hat zum Beispiel die schwedische Regierung schon vor rund zehn Jahren die Gleichstellung der Geschlechter zu einer Querschnittsaufgabe für alle Ministerien erklärt. Als Handwerkszeug zur konkreten Umsetzung des gesellschaftspolitischen Zieles Geschlechtergerechtigkeit entwickelte man die 3-R-Methode. Der

Name ist abgeleitet von den Schlüsselbegriffen des Konzeptes: Repräsentation, Ressourcen und Realität. Alle Maßnahmen des Staates und der Kommunen werden mit Hilfe dieser drei Kriterien einer geschlechterspezifischen Prüfung unterzogen.

- Das 1. R (Repräsentation) hat quantitative Fragen im Blick: Hier wird geprüft, wie hoch die jeweilige Geschlechterbeteiligung ist, also zum Beispiel wie viele Männer bzw. Frauen von einer Maßnahme profitieren, an ihr mitwirken, von ihr betroffen sind.
- Das 2. R (Ressourcen) fragt ebenfalls nach quantitativen Daten: Hier wird geprüft, wie sich die gesamten Ressourcen einer Organisation (Geld und Personal, Zeit und Raum) auf die Geschlechter verteilen. Es wird also beispielsweise festgehalten, wie viel Geld für Männer bzw. Frauen ausgegeben wird, wie viel Raum Jungen oder Mädchen beanspruchen oder wie viel Zeit für die Interessen von Frauen und Männern investiert wird.
- Das 3. R (Realität) nimmt die qualitative Seite des Geschlechterverhältnisses ins Visier. Es geht um die Frage des „Warum“. Warum werden Frauen und Männer unterschiedlich bewertet, beurteilt und beteiligt? Welche Normen und Werte liegen den Entscheidungen und Tätigkeiten zugrunde? Welches Frauen- und Männerbild wird unterstellt? Wird den Interessen der Geschlechter in gleicher Weise Rechnung getragen?

Wie schon erwähnt: Die Anwendung der 3-R-Methode wird in vielen Bereichen die Benachteiligung von Frauen in Deutschland aufdecken. Ob im Rentensystem oder Bundesangestelltentarif – eine Gender-Analyse würde deutlich machen, wie tief sich Gender in die Struktur der Systeme und Organisationen, ja in unsere gesamte Kultur eingeschrieben hat. Auch würde deutlich, dass die in ihnen vorherrschenden Qualifikationsanforderungen, Karrieremuster und Kommunikationsstrukturen in der Regel eher männlich geprägt sind.

Zu Recht weist Peter Döge in diesem Zusammenhang auf die Reproduktionsvergessenheit der Organisationen und Institutionen unserer Gesellschaft hin. Denn fast alle privaten und öffentlichen Einrichtungen klammern die Erledigung von weiblich konnotierten Vor- und Fürsorgetätigkeiten – beispielsweise das Kochen, Waschen, Betreuung von Kindern und Pflegebedürftigen – aus ihrem Kontext aus, gehen aber zugleich stillschweigend davon aus, dass diese Arbeiten irgendwie erledigt werden.

Dies wird aber nicht die alleinige Erkenntnis bleiben. Denn mit Hilfe der 3-R-Methode würden auch Defizite und Diskriminierungen deutlich werden, mit

denen Jungen und Männer in unserer Gesellschaft leben müssen.

Der Zukunftsforscher Matthias Horx entwickelt eher düstere Prognosen für die soziale Entwicklung des Mannes in der modernen kommunikativen Arbeitsgesellschaft. Er weist auf die zunehmend schlechte Ausbildungssituation von Jungen hin. Mehr als zwei Drittel der Haupt- und Sonderschüler sind Jungen. Es bleiben in allen Schulformen mehr als doppelt so viele Jungen wie Mädchen sitzen. Weit mehr Mädchen als Jungen machen neuerdings das Abitur. Die Schul- und Studienabschlüsse von Jungen und Männern sind statistisch gesehen schlechter als die der Mädchen und Frauen.

Doch das eigentliche Defizit, das Männern in der Zukunft den Eintritt in den beruflichen Erfolg erschweren wird, ist ihre scheinbar mangelhafte Kompetenz in der sozialen Kommunikation. Doch genau in diesen Bereichen liegen die primär wertschöpfenden Zukunftspotentiale der wirtschaftlichen Unternehmen: Öffentlichkeitsarbeit, Personalwesen, Marketing etc. Horx geht so weit, die soziale Deklassierung des männlichen Geschlechts vorauszusagen.

Oder es könnte zum Beispiel eine geschlechtsspezifische Analyse der Gruppe der Schulversager – es handelt sich hierbei überwiegend um Jungen – die Frage aufwerfen, inwieweit die gängigen Formen und Inhalte des Lernens in den Grund- und Hauptschulen unseres Landes Jungen diskriminieren und ob die Abwesenheit männlicher Bezugspersonen der Entwicklung der männlichen Heranwachsenden abträglich ist. Ähnliches gilt für Kindergärten und Kindertagesstätten. Dazu gibt es ja von der Kultusministerkonferenz geradezu eine Steilvorlage, die die Quotierung von Männern in den primären Erziehungsbereichen fordert. Uns würden Förderprogramme für Männer in früherziehenden Berufen, vor allem aber eine Ausstattung dieser Berufe mit adäquaten Entlohnungen schon reichen.

Während Mädchenarbeit in den Jugendförderungsplänen des Bundes und der Länder seit Jahrzehnten zusätzlich gefördert wird, ist Jungenarbeit bis heute randständig geblieben. Die so genannten Girls-Days sorgen dafür, dass Mädchen zunehmend Berufsentscheidungen jenseits helfender und pflegender, vor allem aber schlecht bezahlter Berufe treffen. Wer aber kümmert sich um eine nachhaltige Qualifizierung von Jungen in allen Fragen der kommunikativen und sozialen Kompetenz? Denken Sie hier in Bochum doch einmal statt eines Girls-Days über einen Kids-Day unter eben diesen Vorzeichen nach!

Dass Jungen und auch Männer Förderung und Unterstützung benötigen, scheint vielen – auch Männern – abwegig. M. E. aber ist eine gezielte Männerförderung nicht nur denkbar, sondern auch sinnvoll. Dies gilt vor allem für den Bereich der Gesundheitsvorsorge. Jungen

werden überrepräsentativ häufig Opfer tödlicher Unfälle. Junge Männer bis 30 machen eindeutig die Spitze der „erfolgreichen“ Suizidfälle aus. Männer sterben noch erheblich häufiger an so genannten Stresskrankheiten. Die Früherkennungsrate bei Krebserkrankungen von Männern ist weitaus geringer als die bei Frauen. Öffentliche Vorsorgekampagnen und nachhaltige Informationspolitik im Hinblick auf männliches Gesundheitsverhalten, Körperachtung und Selbstsorge sind hier unverzichtbar.

Viele Männer haben sich bereits für eine gerechtere Rollenverteilung zwischen Erwerbs- und Familienarbeit entschieden. Sie nehmen die Möglichkeiten der Elternzeit in Anspruch, nutzen Angebote zur Teilzeitarbeit oder arrangieren die geteilte Familienarbeit anderweitig.

Sie erwarten von der verbindlichen Nähe zu den Kindern und der gleichberechtigten Beziehung zur Partnerin eine Steigerung ihrer Lebensqualität. Andererseits stehen nicht wenige Männer aber noch immer vor der Erwartung, in ihrem Beruf ständig präsent, mobil und flexibel zu sein. Und auch die Männer, die neue Wege gehen, treffen auf Blockaden, die durch das Fehlen ausreichender gesellschaftlicher Bedingungen und Einstellungen verursacht werden. Hier bedarf es zweifelsohne der wirksamen Signale und Ermutigungen aus der Politik.

Frauen und Männer – gemeinsam für mehr Gerechtigkeit

Nun könnten ja die Frauen sagen, darum sollen sich doch mal die Männer kümmern – wenn die sich engagieren, dann würde sich da auch schnell was ändern. Falsche Antwort: Solange es die gültigen Gleichstellungsgesetze gibt und sie gewissermaßen als Rahmenbedingung für den Gender-Mainstreaming-Prozess anerkannt werden, ist das Anliegen von Gender-Mainstreaming aus unserer Perspektive ad absurdum geführt. Solange geschieht nämlich das, was Barbara Stiegler mit viel Verständnis beschreibt:

„Fraueninteressen gehen im Gender Mainstreaming-Prozess unter, so wird befürchtet. Wenn Gender Mainstreaming implementiert wird, würden die wenigen Ressourcen sofort für marginalere Männerinteressen umgemünzt, und bei der Auswahl von Projekten werde mehr für die Zielgruppe Männer als für die Zielgruppe Frauen getan.“

Ich möchte Ihnen kurze Passagen aus dem Gleichstellungsgesetz des Landes NRW zitieren:

„Als Gleichstellungsbeauftragte ist eine Frau zu bestellen. ... Die Gleichstellungsbeauftragte unterstützt die Dienststelle und wirkt mit bei der Ausführung dieses Gesetzes sowie aller Vorschriften und Maßnahmen, die Auswirkungen

auf die Gleichstellung von Frau und Mann haben oder haben können; dies gilt insbesondere für ... Die Aufstellung und Änderung des Frauenförderplanes sowie die Erstellung des Berichtes über die Umsetzung des Frauenförderplanes ... Die Gleichstellungsbeauftragte hat die Belange der Frauen, die Mitglieder oder Angehörige der XY sind, wahrzunehmen. Sie wirkt auf die Einbeziehung frauenrelevanter Aspekte bei der Erfüllung der Aufgaben der XY hin, ... insbesondere bei der ... Mittelvergabe. ... Die Gleichstellungsbeauftragte kann ... einmal im Jahr eine Versammlung der weiblichen Beschäftigten einberufen.“

Ich sehe sie alle vor mir, die Männer – die ringen um die Entscheidung, in den Erziehungsurlaub zu gehen – die einen Anspruch auf Teilzeitbeschäftigung geltend machen wollen – die aufgrund der Krankheit der Kinder wegen Fehlzeiten von Vorgesetzten und Kollegen gemobbt werden – die eine amtsinterne Bewerbung in einen frauendominierten Bereich hinein wagen – ich sehe sie alle, wie sie eben nicht auf die Idee kommen, zur Gleichstellungsbeauftragten zu gehen!

Das ist meine feste Überzeugung, dass Gender-Mainstreaming nur dann ernsthaft funktioniert, wenn wir die Gleichstellungsgesetze der Vergangenheit einer radikalen Genderisierung und in deren Folge einer grundlegenden Novellierung unterziehen. Und im Mittelpunkt dieser Novellierung steht das Prinzip der ernst zu nehmenden Parität.

Geschlechtsspezifisches Handeln erfährt im Prozess des Gender-Mainstreamings eine zusätzliche Dimension: die strukturelle Organisation des Kommunikationsprozesses zwischen Frauen und Männern. Der Blick wird konstruktiv auf die jeweils andere Seite gerichtet. Wahrnehmungsprozesse im Hinblick auf bestehende und sich wandelnde Positionen des jeweils anderen werden organisiert und führen zu Kooperationen und **gemeinsamen** Strategien. Die Durchsetzung von Geschlechtergerechtigkeit ist daher nicht mehr nur Aufgabe von Frauen- und Gleichstellungsbeauftragten bzw. den Fachleuten in der Männerarbeit, sondern von allen Entscheidungsgremien, -trägern und -trägerinnen.

Darin besteht, glaube ich, die Aufgabe, die wir als Deutsche in die europäische Geschlechterdebatte einzubringen haben: Die notwendigen Auseinandersetzungen mit dem Feminismus sollten nicht umsonst gewesen sein. Der nirgendwo in Europa so wie in Deutschland polarisierte Geschlechterkampf hat Sensibilitäten für die Differenz geschaffen. Und diese Differenz hat nicht zuletzt entscheidend zu einer nachhaltigen Reflexion gerade von Männerrollen beigetragen. Deutschland führt heute mit Abstand die profilierteste männerpolitische Diskussion. Und ohne unbescheiden zu wirken, kann man sagen, dass die Männerarbeit der beiden großen Kirchen, wie es sie in dieser Struktur und Professionalität in kaum einem europäischen Land gibt, die Diskussion entscheidend mitträgt. Und das kommt

nicht von ungefähr, schauen wir auf unsere biblische Tradition:

Was in Genesis 1,27 beschrieben wird, kann man getrost als die Adelung des Menschengeschlechtes bezeichnen: Gott macht die Menschen zu seinem Ebenbild, in dieser Ebenbildlichkeit schafft er sie als Frau und Mann. Die Bibel sagt „Ja“ zur Verschiedenheit der Geschlechter, sie sagt aber ebenso deutlich „Ja“ zur Gleichwertigkeit der Geschlechter. So unglaublich wertvoll sie als Ebenbilder Gottes sind, so radikal gleich viel wert sind Frauen und Männer auch in ihrer Spiegelung des göttlichen Wesens. Mann und Frau sind gleichwertig in ihrer Verantwortung und Machtausübung gegenüber der Schöpfung.

Wer sich also auf die biblische Botschaft beruft, kann daraus keinerlei Form geschlechtlicher Unterordnung oder Überordnung als Ausdruck göttlichen Willens ableiten. Was er finden mag, ist höchstens

der Versuch der Menschen, theologische Tradition an interessegeleitete Verhältnisse des Lebens anzupassen. Doch über all dem waltet der verschmelzende Kern aller Tradition: der Gnaden- und Erlösungszuspruch Gottes. Vor ihm gibt es weder Jude noch Christ, weder Herr noch Knecht, weder Mann noch Frau. Aus ihm können der Mut zur Überwindung von Ungleichheit, das Wachsen von Gemeinschaft und die Kraft zur Veränderung gedeihen. Diese Botschaft sollten wir als christliche Männer aus Deutschland in die Bemühungen um die Integration der Geschlechtergerechtigkeit in den Europäischen Einigungsprozess eintragen.

Martin Rosowski ist der Hauptgeschäftsführer der Männerarbeit der EKD und Generalsekretär des European Forum of Christian Men (EFCM).

Ansprache am Bonifatiusgrab

Erzbischof Ludwig Schick

1. Am 5. Juni diesen Jahres jährt sich der Todestag des heiligen Bonifatius zum 1250. Mal. In Fulda und in Deutschland wird ein Jubiläumsjahr des *Apostels der Deutschen* begangen. In diesem Rahmen feiern wir diese heilige Messe anlässlich der Jahrestagung der Männerseelsorge. Wenn dieses Jubiläumsjahr mehr als ein pures Erinnern an die Vergangenheit sein soll, dann ist die Frage wichtig: Was hat der heilige Bonifatius uns heute noch zu sagen? Und speziell für die Verantwortlichen in der Männerarbeit Deutschlands: Was hat Bonifatius den Männern zu sagen? Drei wichtige Charakteristika seiner Biographie scheinen mir für uns heute besonders bedeutsam:

- Bonifatius war ein unermüdlicher Missionar und Märtyrer – Zeuge des christlichen Glaubens.
- Bonifatius wollte die Welt mit dem Sauerteig des Evangeliums durchdringen; er wollte christliche Kultur schaffen.
- Bonifatius war ein Wegbereiter eines christlichen Europas.

2. *Als unermüdlicher Missionar und Märtyrer des christlichen Glaubens* ruft Bonifatius uns auf, einen neuen missionarischen Aufbruch zu wagen, den wir brauchen.

Bonifatius wurde 672 (oder 675) in der englischen Grafschaft Wessex geboren und erhielt den Namen Winfried. Als Kind wurde er dem Kloster zu Exeter übergeben und erhielt dort eine ausgezeichnete Ausbildung. Als Priester und Mönch widmete er sich bis zu seinem 40. Lebensjahr im Kloster Nursling besonders der Wissenschaft und Lehre. Als 40jähriger fasste er den Entschluss zur „peregrinatio pro Christo“ (Pilgerschaft für Christus), um die Sachsen zu missionieren. Er wollte seine Stammes- und Blutsverwandten auf dem Festland *aus der Finsternis des Heidentums* und von *der Angst vor dunklen Mächten* befreien. Die Sachsen sollten auch *das wunderbare Licht des lebendigen guten Vatersgottes*, den Jesus Christus verkündet hat, schauen.

Im Frühjahr 716 brach er mit einigen Gefährten von London aus in Richtung Festland auf. Doch er scheiterte bei seiner ersten Missionsreise und kehrte nach England zurück. 718 führte ihn eine Pilgerfahrt nach Rom. Hier traf er Papst Gregor II., der ihn mit der Predigt und der Sakramentenspendung in Deutschland beauftragte. Dabei erhielt er am Gedenktag des Märtyrers Bonifatius von Tarsus den Namen Bonifatius. Unter diesem römischen Namen begann Bonifatius seine Missionstätigkeit von neuem, diesmal in Hessen und Thüringen. Die Sachsenmission behielt er im Blick; dazu errichtete er an der Grenze des Frankenreiches zu Sachsen Missionsklöster. Trotz vieler anderer kirchenpolitischer und kirchenorganisatori-

scher Aufgaben blieb er ein eifriger Missionar bis zum Ende seines Lebens. Als 80jähriger brach er noch einmal auf, um im Norden Europas, in Friesland, wo seine erste Missionsreise gescheitert war, zu missionieren. Diesmal war seine Arbeit erfolgreich, bis er am 5. Juni 754 bei Dokkum, als er den Neugetauften die Firmung spenden wollte, zusammen mit seinen Missionsgefährten von einer Horde beutegieriger Heiden erschlagen wurde.

Bonifatius war ein überzeugter Missionar und unermüdlicher Ausbreiter des Glaubens. Die Liebe zu Christus, der überall geehrt werden soll und die Liebe zu den Menschen, die aus der Finsternis des Heidentums in das wunderbare Licht des Glaubens gelangen sollen, waren seine Motive.

Die Deutschen Bischöfe haben im Jubiläumsjahr 2000 das wichtige Dokument „*Zeit zur Aussaat, Missionarisch Kirche sein*“ veröffentlicht. Es will einem besorgniserregenden Trend in unserer Gesellschaft entgegenwirken. Die Zahl der Christen nimmt in unserem Land immer stärker ab. Auf der einen Seite schreitet die Säkularisierung voran. Auf der anderen Seite verzeichnen die Sekten, christentumsferne Kulte, sogar Satansverehrung, Scientology und andere Religionen, wie Buddhismus und Islam, einen regen Zulauf. Christliche Lebenshaltungen und Tugenden drohen sich zu verflüchtigen. Die Gewalt nimmt erschreckend zu. Die Entsolidarisierung droht unsere guten sozialen Netze zu sprengen. Die Unantastbarkeit des Lebens wird am Anfang durch Abtreibung und am Ende durch Euthanasie infrage gestellt. Singlelife dominiert über Ehe- und Familienleben. Die christliche Kultur ist angeschlagen. Deutschland braucht einen missionarischen Aufbruch. Die Christen hierzulande, vor allem auch die Männer, die ihren Glauben ernst nehmen und weitergeben wollen, brauchen den Mut eines Bonifatius, von ihrem Glauben zu erzählen und andere davon zu begeistern. Vor allem müssen sie ein überzeugendes Beispiel geben. Bonifatius kann darin ein Vorbild sein, denn unserer katholischen Kirche in Deutschland fehlt am allermeisten die Überzeugung, neue Christen gewinnen zu können, der Mut, missionarisch zu wirken, und die Kraft, die christliche Kultur zu bewahren und in die Zukunft zu tragen. Der heilige Bonifatius kann dazu anspornen. Jeder Christ, der es ernst meint, muss ein Missionar werden, damit der christliche Glaube im 3. Jahrtausend lebt und unsere Gesellschaft prägt.

3. Der Sauerteig des Evangeliums muss die Welt durchdringen. Anders als die irischschottischen Mönche vor Bonifatius baute er Kultur auf. Zur Festigung der Kirche lag Bonifatius auch das Staat-Kirche-Verhältnis am Herzen. Sein Streben um Einigkeit mit den politischen Herrschern, die ihm und seinem Missionswerk Schutz gewährten, führte letztlich zu einer Verbindung von Kirche und weltlicher Macht, die Europa maßgeblich prägte. Die Kirche muss sich heute mehr in das gesellschaftliche Leben, vor allem durch kompetente und engagierte christliche Laien, einmischen. Sie muss politischer werden. Sie muss bei Gesetzgebung (Euthanasie, Einwanderung, Schule, Sonntagsschutz, Arbeitsrecht etc.) mitsprechen. Sie muss die Gesellschaft in den Medien, Kommunikationsmöglichkeiten etc. mitgestalten. Das Evangelium muss die Gesellschaft durchdringen und gestalten. Dazu fordert Bonifatius auf.

4. Bonifatius – Wegbereiter eines christlichen Europas. Der Titel *Apostel der Deutschen* wurde Bonifatius zuerst im 12. Jhd. in Fulda beigegeben. Seit dem 14. Jhd. ist er auch in Würzburg und seit dem Spätmittelalter in ganz Deutschland gebräuchlich. Bonifatius trägt ihn zu Recht. Denn „die Völker Germaniens sind einigermaßen auferüttelt und auf den Weg geschickt“, schreibt er 742 in einem Brief an Papst Zacharias.

Nach heutigen Maßstäben hat Bonifatius aber in fast ganz Mitteleuropa gewirkt. Deshalb wird er von nicht wenigen als einer der Patrone des vereinten Europas verehrt. Das Leben und Wirken des Bonifatius hatte europäische Dimensionen. Er versuchte durch seine Missionsarbeit, den europäischen Ländern eine einheitliche Glaubens-, Lebens- und Sittengrundlage zu geben. Insofern ist er ein Vorläufer der europäischen Einigung und Befürworter eines vereinten Europas auf der Basis des Christentums. Bonifatius als einen Patron Europas zu verehren, macht Sinn. Das muss aber bedeuten, dass in den Einigungsprozess Europas die christlichen Wurzeln, das Evangelium, christliche Werte und Vorstellungen eingebracht werden; der Gottesbezug in der Europäischen Verfassung ist eine Mindestforderung. Dafür zu sorgen ist unsere Aufgabe als Christen und Kirche. Dazu fordert uns Bonifatius auf.

5. Bonifatius hat den Christen, den Katholiken und der Kirche am Anfang des 3. Jahrtausends etwas zu sagen. Er fordert uns auf, missionarisch Christen und Kirche zu sein, das Christentum in die Gesellschaft einzubringen und ein christliches Europa aufzubauen.

Heiliger Bonifatius, bitte für uns!

Schreiende Leerstelle

Männer nach Abtreibung

Er ist Mitte vierzig. Gehobener Berufsstand, hohe Verantwortung, sein Beruf hat mit der Rettung von Menschenleben zu tun. Als er in die Beratung zu mir kommt, ist sein Thema die eigene Vereinsamung, ja das Gefühl von beinahe abgedichteter Lebensisolation nach Trennung und Scheidung aus einer zwanzig Jahre währenden Ehe, sein damit einhergehendes „burning-out“ im Beruf, dazu das Gefühl, dass er, als angestellte Spitzenkraft, geschnitten, wenn nicht gar „gemobbt“ wird. Seit sieben Jahren hat er keinen Jahresurlaub mehr genommen. Er wüsste auch nicht, was mit der Zeit anzufangen wäre, wie er resigniert bekundet. Er ist auch nicht zu Hause da, wo er wohnt – im Grunde eine Schlafstatt im weiten „Speckgürtel“ der Großstadt, wenig Beziehungen in und außerhalb seiner Berufswelt.

Kinder hätten sie keine, sagt er, als wir seine persönlichen Daten durchgehen, vielleicht sei das ja auch besser so ...

Ich stutze.

„Haben Sie sich denn zu irgendeiner Zeit ihrer Beziehung, Ihrer Ehe, ein Kind gewünscht?“

„Da gab es ja auch was ...“, gibt er zurück.

„Hatten Sie eine Fehlgeburt?“

„Ja – äh, nein, also, wir waren noch nicht verheiratet, meine Frau, also, sie war damals noch meine Assistentin, also, die wollte damals das Kind nicht, das war ihr zu früh, ich konnte da nichts machen – ach, das ist jetzt schon über zwanzig Jahre her, ist ja auch nicht mehr so wichtig ... Wir haben dann ein Jahr später doch noch geheiratet, tja – und dann hat es sich halt nicht mehr ergeben ...“

In der weiteren Beratung, während der folgenden Gespräche geschieht Eigentümliches. Jedes Mal wird die gegenwärtige Not, die Trennung, die Isolation, das Scheitern weiterer Versuche von Partnerschaft, die blockierte Berufs- und Wohnsituation ausgiebig thematisiert, Rückerinnerungen an die Dominanz seiner Mutter und die Distanz zum Vater schieben sich hinein – und dann, wenn ich ihn endlich zu spüren beginne, wenn dieser Mann einen Spalt zu seiner Seele, eine Luke in sein fühlendes Innen öffnet, dann kommt, mit Tränen in den Augen, die nicht sich lösen, dieses abgetriebene Kind hinzu, belegt den Blick, steht wie bleischwere Trauer im Raum. Schreiende Leerstelle.

Dann ein Ruck – und der Kopf setzt sich zurecht, der Mann schiebt sich in sein gesichertes Bild zurück.

Ein Mann – gewiss!

Und doch, so differenziert und ambivalent Männer in ihren Lebensbiografien zur Abtreibung ihres Kindes sich verhalten haben und sich, nach vollzogener Abtreibung, zu diesem unabweisbaren, schuldhaften Teil ihres Selbst verhalten, immer und immer wieder werden Kohärenzen sichtbar.

Es müssen ja alleine in Deutschland mehrere Millionen jetzt lebende Männer, Väter sein, die, ebenso wie ihre Partnerinnen, ebenso wie die Mütter abgetriebener Kinder, mit diesem Lebens- und Tötungszusammenhang, mit dieser Todesart bleibend gezeichnet sind.

Auch wenn es, gerade in der leiblichen Dimension, eine unaufhebbare Asymmetrie zwischen Männern und Frauen gibt, eine Ungleichzeitigkeit der Wahrnehmung der vollzogenen Abtreibung des Kindes als leib-seelisch-geistigem Vorgang, der Frauen ungleich elementarer (eben zunächst als komplexe Nidation des Kindes und dann operativ-leiblich in der Tötung desselben) betrifft, so geschieht dies in gleichzeitiger Verantwortung vor dem unabdingbaren Lebensrecht des Kindes – zwischen dem jeweiligen Mann und der jeweiligen Frau.

Der Satz: „Mein Bauch gehört mir!“ entlastet und dispensiert Männer in unerträglicher Weise von ihrem Anteil und ihrer Verantwortlichkeit für Sexualität, Zeugung und Empfang des gemeinsamen Kindes, bis hin zur nicht korrigierbaren, nicht rückgängig zu machenden Entscheidung über den Abbruch der Schwangerschaft und die damit vollzogene Tötung des Kindes.

Unser Leib – ist das elementarste und verletzlichste Organ unserer Wahrnehmung! Nicht nur die Seele – auch der Leib vergisst nichts.

Männer, die Väter abgetriebener Kinder sind, werden zunächst durch die fehlende leibliche Dimension der Abtreibung des gezeugten und empfangenen Kindes scheinbar entlastet.

Sie können zunächst leichter das irreversible Geschehen verdrängen.

Sie sind zunächst beschränkt in der Wahrnehmung ihres Anteils auf die psychisch-seelischen Bereiche ihres Selbst, die gleichwohl häufig leibhafte, psychosomatische Auswirkungen zeitigen.

Zumeist jedoch geschieht dies, in Wahrnehmung des tieferen Zusammenhangs ihrer Mitverantwortung für das abgetriebene Kind, in der eigenen Bewusstwerdung subkutan, an zweiter, dritter oder noch weiter zurückgedrängter Stelle ihres Selbst.

Kaum ein Mann etwa kommt direkt mit diesem Thema in einen Männerberatungskontext. In den ca. 400 Männerberatungen der letzten 9 Jahre meiner Tätigkeit als Referent in der Männerseelsorge wurde das Thema: „Ich bin Vater eines abgetriebenen Kindes“ zunächst nie thematisch!

Sensibilisiert durch die immer wieder bestätigte Grunderfahrung mit Männern, dass diese dann an den Kern ihrer Nöte gehen, wenn der äußere Rahmen eines Seminars oder einer Beratung für sie als stimmig, vertrauenswürdig und offen sich erweist, gleichsam von außen nach innen gehend, habe ich das vorgestellte Eingangsthema, das Männer in den Beratungs- oder Seminarzusammenhang bringen, immer ausgiebig mit angeschaut und gewürdigt.

Und dann geht es oft ganz ruckartig: „Da ist übrigens noch was ...“

Plötzlich, wenn der Rahmen stimmt, geht es ganz schnell und unmittelbar ums „Eingemachte“ – und es ist dann ganz kohärent zur empirischen Anzahl jährlicher Abtreibungen in Deutschland, in wie vielen Fällen von sog. Trennungs- und Scheidungsberatungen, in Beratungen, wo Männer berufliche wie persönliche Lebenskrisen in der Mitte ihres Lebens angehen, in Seminaren, wo männliche Identität und Beziehungsfähigkeit, männliche Sexualität und Zeugungsfähigkeit, die Spannung zwischen Partnerschaft, Ehe, Familie und Beruf in Lebenszusammenhängen von Männern etc. zur Sprache kommen, als Nebenthema zunächst, als schweres und immer schwereres Hauptthema dann mehr und mehr die Erfahrung einer abgebrochenen Vaterschaft, die Realität eines abgetriebenen Kindes nach oben kommt – ins Wiederbewusste, ins Fühlen, in die Trauer, in Schuld- und Wutgefühle, je nachdem, wie es sich, im Blick der Männer, ereignet hat.

Fünf Grundsituationen von Schwangerschaftsabbruchsentscheidungen werden dann etwa wie folgt immer wieder genannt:

- „Ich bin als Mann außen vor geblieben, ich wurde von meiner Partnerin außen vorgehalten – bis dahin, dass ich es lange Zeit über den Abbruch hinaus gar nicht wusste; ich bin bewusst ignoriert worden.“
- „Ich habe meine Partnerin massiv unter Druck gesetzt; ich wollte das Kind damals nicht, ich wollte/will nicht Vater werden, ich traue mir das nicht zu, ich habe Verlustängste auf meine Freiheit, auf meine Partnerin, auf mein Einkommen etc. hin ... Meine Partnerin hat dem Druck nicht standgehalten, sie hat dann eingewilligt. Unsere Beziehung ist seitdem sehr belastet – oder sie wurde kurz darauf beendet (von mir/von ihr).“
- „Ich habe um das Kind gekämpft, ich habe großen Druck ausgeübt, dass meine Partnerin unser Kind zur Welt bringt – gegen ihren eigenen Wunsch. Ich musste dann hilflos zusehen, wie sie anders entschied. Ich hatte keine Chance! Unsere Beziehung ist seitdem sehr belastet – oder sie wurde kurz darauf beendet (von mir/von ihr).“
- „Wir haben als Paar gemeinsam und im Einvernehmen die Abtreibung/den Schwangerschaftsabbruch beschlossen (wegen sozialer, wohnlicher, finanzieller, familiärer oder beruflicher Gründe zumeist; oft bei zweiten, dritten, vierten oder weiteren gezeugten und empfangenen Kindern). Ich stehe als Mann heute noch zu dieser Entscheidung. Manchmal nagt es in mir; unsere anderen Kinder, die wir später, als sie schon ziemlich erwachsen waren, informiert haben, halten uns das heute ab und zu

vor ... Manchmal denke ich auch: Wo für drei Platz war, hätte auch ein viertes genügend bekommen ...“

- „Wir waren ein junges Paar damals. Unsere Eltern/Verwandten/Freunde etc. (also der Chor hinter den Kulissen) haben ganz massiv in Richtung Abbruch gedrängt; mir/meiner Partnerin/uns beiden wurde Druck gemacht (Ausbildungsfinanzierung, Karriere, Studium würden ggf. bei Annahme des Kindes negativ sanktioniert); mir/uns wurde die Fähigkeit, ein Kind großzuziehen, zum damaligen Zeitpunkt (von Eltern, Verwandten, Bekannten, Freunden) abgesprochen.“

In diesem Zusammenhang müssen auch „klassische Männerbünde“ thematisiert werden, die den ungewollt mit Vaterschaft konfrontierten Mann zur schnellen Entscheidung gegen das Kind (evtl. gegen die Partnerin) motivieren. „Schaff Dir das doch vom Hals – den Klotz am Bein ...“, so oder ähnlich geht das oft.

Gegenläufig hierzu habe ich auch erlebt, in einer begleiteten Männergruppe im Kontext der EFL-Beratung, welche Blickverschiebung, welche Horizonterweiterung für einen ungewollt mit Vaterschaft konfrontierten Mann geschah, als er, der mit dem Satz: „Scheiße, meine Freundin hat mir ein Kind angehängt“ in die Gruppe kam, von einem anderen Mann, einem Teilnehmer, zurückbekam: „Mensch, Du wirst Vater! Hey, Du wirst Vater!“

Das veränderte erstaunlich.

Selten wird dann, nach der Abtreibung, von Männerseite diesem tief greifenden Einschnitt auch in der eigenen weiteren Männerbiografie Raum zugemessen. „Ist halt vorbei!“

Wenn die Partnerin bleibt, dann gilt ihr, von Männern, die in der Beziehung bleiben, das vermeintliche Recht, zu trauern um das Ambivalente und Ohnmächtige in der Entscheidung gegen das gemeinsame Kind. „Schließlich hat sie ja das Kind ganz anders in sich gespürt“, sagen Männer danach in Beratung, angesprochen darauf, ob sie auch getrauert hätten, ob sie Beziehung mit diesem Kind im Leib ihrer Partnerin aufgenommen hätten. Viele Männer ducken sich weg, schieben das Vakuum, diese nicht zu ersetzende Leerstelle fürs Kind weg von sich, kompensieren in Mehrarbeit, Konsum, Sucht oder Status.

Aber das ist nur die eine Seite!

Selbstverständlich lebt dieses Kind irgendwo weiter in ihnen, als männliche Scham oder Sehnsucht, als Versagensgefühl oder Ohnmacht, als Negation oder innerer Hohn, als leeres Schweigen oder, mitunter, als gefühlter, gellender Schrei. Dann wird es wieder mit Macht weggedrückt, das schwerst Auszuhaltende.

„Wie ein Unterseeboot taucht dieses ungeborene Kind, dessen Vater ich bin, dann ab!“

Aber dort unten schwingt es nach – auch bei den Männern; mitunter zeitversetzt zur Partnerin, kommt es wieder nach oben, taucht auf, meldet sich, hakt ein und nach, schiebt sich in das Männerleben, in die tief liegenden Männerängste vor weiblich-mütterlicher Observanz bei der Partnerinsuche und in die Paarbeziehung, in die Selbstzweifel über das eigene In-der-Welt-Sein, in den Abgrund der eigenen ambivalenten Vaterbeziehung, die kein gelungenes Bild von Väterlichkeit im eigenen Mannsein erinnern lässt etc.

Es gibt dann, für Männer, kaum echte Ansprechpartner; der gesellschaftlich fast vollständig totgeschwiegene Bereich „Männer nach Abtreibung“ lädt förmlich ein zur Selbstnarkotisierung.

Freunde – ja, das wäre zumindest ein Anfang! Aber wie vielen Männern fehlt er mittlerweile: der echte Freund, nicht der Kumpel, nicht der gute Kollege, nicht der Hobbypartner – „nein der, den ich anrufen kann, wann ich will, und der dann Zeit und Ohr und Herz hat für mich ...“

Oft bricht die Frage und die Selbstinfragestellung durch das ungeborene, das willentlich oder ungewusst abgetriebene Kind ins Männerleben ein, im geheimen Winkel, in tonloser Trauer, nicht-öffentlich, als Schmerz, Trauer, Wut und Ohnmacht, etwa wenn ein solcher Mann Kinder sieht, die jetzt in dem Alter sind, in dem das eigene Kind jetzt wäre.

Dann tauchen Fragen nach der eigenen Lebenskompetenz auf, Fragen, die nachlasten und den Kern männlicher Identität treffen: Warum habe ich mir/uns das damals nicht zugetraut? Hätte ich nicht entschiedener um unser Kind kämpfen sollen? Woran liegt es, dass ich eine so unabweisbare Herausforderung an meine Partnerin/Frau wegdelegiert habe? Fühle ich mich überhaupt zuständig fürs Leben – sehe ich mich überhaupt als Vater? Was zieht mich selbst so vom Zutrauen ins Leben, ins eigene Kind ab? Hätte ich einem Kind wirklich etwas Eigenes als Mann und Vater zu geben mich getraut? Welche Botschaft habe ich als Mann vernommen – von meinem Vater, von meiner Mutter? Ist da nicht oft ein blei-

ernes Schweigen vom eigenen Vater her zu mir, von mir zu ihm hin entstanden – und zugleich das ohnmächtige Gefühl, emotional ausgebeutet zu sein von der eigenen Mutter, gleichsam als geheimer Partnerersatz und zugleich nicht ernst genommener Junge in der eigenen Suche nach Männlichkeit? Bin ich jemals wirklich als Mann ernsthaft gesehen worden von ihnen beiden – als Mann mit eigenem Fühlen, mit meinem Geschlecht, mit der Verletzlichkeit meiner Geschlechtsorgane, die, gerade auch bei Männern, alles andere als „robust“ sind (es müsste nur gesehen, gespürt, wahrgenommen werden)! Was hat mich künstlich verhärtet und ausgekühlt – damit ich einem Klischee von Männlichkeit nahe komme in meinem Leben als Mann? Ist es nicht heute, als erwachsener Mann, immer noch so, dass die Beziehung zum Vater blockt – die Beziehung zur Mutter von ihrer Seite bleibend infantilisiert wird? Gibt es nicht einen tiefen Widerstand, ja mitunter einen Hass in mir als Mann gegen diese vermeintliche Innenmacht von Frauen in der Entscheidung über das Kind – über sein Entstehen, Werden, Geborenwerden, Wachsen?

Wo kommt das her, dass ich als Mann mich im Grunde nicht zuständig fühle – ich wäre ja doch nur der Assistent meiner Partnerin gewesen, hätte das Kind das Licht der Welt gesehen!?

In vielen Beratungen kommt solches ans Licht. Bewusstsein muss oft erst geweckt werden, dass Männer eine unverwechselbar eigene Zuständigkeit haben – eine Zuständigkeit, die weit früher beginnt als mit der Frage nach der Annahme oder Ablehnung eines eigenen Kindes als Vater während einer Schwangerschaft.

An der Wurzel hierzu liegen weitere, oftmals abgespaltene Themen: etwa männliche Sexualität, die sich „ganzmännlicher“ entfalten müsste (und wer gibt heute ein männliches Bild – ein Ritual, eine Initiation, einen gesellschaftlichen Raum – für eine gelungene Öffnung zur Männlichkeit und zum Mann-Sein für Jungen auf dem Weg zum erwachsenen Mann?). In diesem Rahmen: Was bedeutet Männern ihre Fruchtbarkeit und die Kraft zur Zeugung? Ist das „Produkt“ männlicher Sexualität nach wie vor nur Quantität, Frequenz und Resultat? Gibt es nicht ein tieferes Bedeuten in männlicher Selbstwahrnehmung von Erektion, Same, männlichem Eros, Leiblichkeit (der männliche Leib mit der Haut als dem größten und dem Gehirn als dem wichtigsten Sexualorgan, was nach wie vor wenigen Männern selbst bewusst ist)?

Wie heilvoll wird die Entlastung von der Koitusfixierung unter Männern erfahren, wenn, im geschützten Rahmen etwa von Männerseminaren oder Männerberatung, der ganze Ballast gesellschaftlich und persönlich übernommener Klischees abgespaltener vermeintlich männlich-eindimensionaler „Zuständigkeit“ lächelnd entzaubert wird und so zumindest anfänglich überwunden werden kann!

Es gilt, aus der Sprachlosigkeit herauszutreten – und im Ganzen sich als zuständig, verantwortlich, gestalterisch und eigenständig zu sehen, zum Segen und zur neuen Herausforderung, zu neuen, hoffentlich konstruktiven Spannungen im Geschlechterdiskurs. Es gäbe dann weder eine Akzeptanz eines feministischen „Mein Bauch gehört mir!“ noch eines maskulinistischen „Das ist Frauensache!“ im Hinblick auf Sexualität, Zeugung und Empfangen des Kindes. In Schwangerschaftskonflikten sind beide beteiligten Geschlechter um des Kindes willen gefordert.

Es ist geradezu sensationell (und müsste doch ganz alltäglich werden), dass es beispielsweise seit nunmehr zwei Jahren vier männliche Berater in dem „esperanza-Beratungs- und Hilfenetz vor, während und nach einer Schwangerschaft“ in den Städten Bonn, Köln, Düsseldorf und im Kreisdekanat Neuss gibt, ganz ausdrücklich zur Befähigung zur Annahme des ungeborenen Kindes und zum Lebenswohl des geborenen Kindes durch Förderung von Vätern und zur kompetenten Wahrnehmung der männlichen Seite in, während und nach Schwangerschaftskonflikten, wie der Konflikt auch entschieden wurde.

Eine ganz enge, konkurrenzfreie, aneinander übergebende und aufeinander verweisende Kooperation mit der Ehe-, Familien- und Lebensberatung (EFL-Beratung) wäre dringend zu intensivieren und darin not-wendend auf Zukunft hin – jetzt!

Doris Bischof-Köhler, Von Natur aus anders. Die Psychologie der Geschlechtsunterschiede. Stuttgart – Berlin – Köln: Kohlhammer 2002. ISBN 3-17-016749-9. 430 Seiten, €27,--.

Im mittlerweile unübersichtlichen Markt der Ratgeber-Literatur haben Bücher nach dem Muster des Bestsellers „Warum Männer nicht zuhören und Frauen nicht einparken können“ Konjunktur. Zu verlockend ist es offenbar, wahrnehmbare Unterschiede zwischen Frauen und Männern dann doch letztlich auf die sprichwörtlichen „Anlagen“ zurückzuführen. Der flotte Schreibstil dieser Bücher kann jedoch nicht darüber hinwegtäuschen, dass es mit der Seriosität der Autoren und ihrer Gewährleute doch oftmals nicht immer zum Besten bestellt ist.

Da stellt das Buch der renommierten Entwicklungspsychologin Doris Bischof-Köhler ein anderes Format dar. Wer solide Informationen zum Thema aus evolutionsbiologischer und entwicklungspsychologischer Perspektive sucht, der sollte zu diesem Buch greifen, das allerdings eine aufmerksame Lektüre verlangt und auch verdient. Zentrales Anliegen der Autorin ist es, „die Missverständnisse aufzuklären, die zu der hartnäckigen Fehleinschätzung biologischer Faktoren [in den Sozialwissenschaften; A. R.] führen“ (S. 31), um auf diese Weise den interdisziplinären Dialog zwischen Biologie, Entwicklungspsychologie und Sozialwissenschaften zur Frage der Geschlechterrollen und -unterschiede anzuregen. So macht Bischof-Köhler z. B. in Abwehr entsprechender Klischees und Vorurteile darauf aufmerksam, dass natürliche Dispositionen *appellativer* Art sind, die bestimmte Verhaltensweisen näher legen als andere, aber eben nicht festlegen. Und sie stellt fest: „Die Natur legt uns nicht in dem Sinne fest, dass wir uns nur in einer bestimmten Weise und nicht anders verhalten könnten. Wir sind als Menschen prinzipiell frei, unsere Handlungen zu planen und zwischen Alternativen zu entscheiden“ (S. 27).

Das Buch enthält drei große Teile. Im ersten (S. 33–103) stellt Bischof-Köhler verschiedene geschlechtsrollenbezogene Sozialisationstheorien vor, diskutiert ihre Beweiskraft, um letztendlich zu dem Schluss zu gelangen, dass in der Frage der Ausbildung der Geschlechterunterschiede es nicht ausreicht, allein soziokulturelle Faktoren zu berücksichtigen. So trägt sie im zweiten Teil (S. 105–231) ausführlich Erklärungen für die Ausbildung geschlechtstypischen Verhaltens aus (evolutions-)biologischer Sicht zusammen, um dann im dritten Teil (S. 233–367) darzustellen, wie soziokulturelle und biologische Faktoren, Anlage und Umwelt, Natur und Kultur bei der Ausbildung von Geschlechtsunterschieden in bestimmten Bereichen interagieren. Ein ausführlicher Schlussteil (S. 369–399) rekapituliert nochmals unter Berücksichtigung möglicher Einwände die wesentlichen Argumentationslinien des Buches und zieht eine knappe Bilanz mit Blick auf die aktuelle gesellschaftliche Geschlechterdebatte. Ein ausführliches Literaturverzeichnis, ein Personen- und Sachregister schließen den umfangreichen Band ab, der auf Vorlesungen beruht, die die Autorin seit Mitte der 80er Jahre gehalten hat.

Gerade Leserinnen und Lesern, denen sozialwissenschaftliche Argumentationsmuster vertraut sind als (evolutions-)biologische, ist dieses Buch nachdrücklich zu empfehlen. Es hilft nämlich, besser zu verstehen, was Biologie in heutiger Sicht bedeutet und welchen Beitrag sie jenseits eines kruden Biologismus, wie er gerade in den eingangs erwähnten Büchern zuweilen heftig zum Tragen kommt, im Zusammenspiel mit sozialwissenschaftlicher Forschung zur Erklärung der Geschlechtsunterschiede leisten kann.

Paul M. Zulehner (Hrsg.), Mannsbilder. Ein Jahrzehnt Männerentwicklung. Ostfildern: Schwabenverlag 2003. ISBN 3-7966-1134-6. 299 Seiten, €25,--.

Der Untertitel führt möglicherweise etwas in die Irre. Nicht um eine Darstellung von zehn Jahren Männerentwicklung resp. Männerarbeit geht es, sondern um die Vorstellung und Kommentierung der Ergebnisse einer repräsentativen Befragung an Österreichs Männern aus dem Jahre 2002, die in der Linie der ersten österreichischen Männerstudie aus dem Jahre 1992 und der deutschen (von der GKMD und der evangelischen Männerarbeit in Auftrag gegebenen) Studie aus dem Jahre 1998 steht. Und so ist vor allem die Studie von 1992 die Folie, auf deren Hintergrund Zulehner die Ergebnisse der Befragung vorstellt und einordnet. Ist also eine Männerentwicklung in Österreich von 1992 bis 2002 zu beobachten? Es ergibt sich ein differenziertes Bild: Gegenüber 1992 sind Österreichs Männer zehn Jahre später in ihrer Einstellung etwas moderner und partnerschaftlicher eingestellt, die „Traditionellen“ also weniger geworden. Anderes hat sich zum Beispiel kaum verändert: Nach wie vor bevorzugen Väter „Freizeit-Tätigkeiten“ wie etwa Spielen mit ihren Kindern, während typische „Versorgungs-Tätigkeiten“ wie etwa das Waschen nach wie vor am Schluss der Nennungen rangieren (S. 161). Und: Gerade unter jungen Männern ist bemerkenswerterweise eine Polarisierung zwischen „traditionellen“ und „modernen“ Männerbildern und -rollen zu beobachten. Zulehner zieht daraus das Fazit, dass Österreichs Männer unter „Modernisierungsdruck“ stehen und die Auseinandersetzung mit Tradition und Moderne für das Männer- und Frauenbild eine Schlüsselrolle spielt (S. 26). Mit Blick auf die aktuelle Genderdiskussion auch hierzulande verdient vor allem sein Hinweis Beachtung, dass die Differenz zwischen den Geschlechtern an Bedeutung gewonnen hat, so dass für die Zukunft die Frage in den Vordergrund rückt, „wie dann die beiden einander letztlich fremden Geschlechter doch miteinander in ein [sic!] produktive Kommunikation eintreten können“ (S. 179).

Legt man die deutsche Männerstudie von 1998 daneben (und dies reizt nicht nur mit Blick auf die Ergebnisse), so fallen neben vielen (verständlicherweise) Gemeinsamkeiten in Anlage und Durchführung der Studie und in der Auswertung der Ergebnisse doch auch Unterschiede ins Auge. Zwei von ihnen will ich zumindest beispielhaft kurz benennen: Bei der Männer-Typologie ist terminologisch aus dem „neuen“ Mann von 1998 im Jahr 2002 der „moderne“ und aus dem „unsicheren“ der „unbestimmte“ geworden. Ist dies eine Reaktion auf die Kritik, die nach der Veröffentlichung der deutschen Männerstudie gerade an den Etikettierungen „neu“ und „unsicher“ geäußert wurde, weil man in ihnen (und dies wohl nicht ganz unberechtigt) gerade auch Wertungen zu entdecken glaubte? Ein zweites: Anders als 1998 (und 1992) finden diesmal in der Rubrik „Gewalt“ Opfererfahrungen von Männern Berücksichtigung. Auch hier ist zu vermuten, dass die gelegentliche Kritik, in der Männerstudie von 1998 sei das Thema „Gewalt gegen Männer“ bewusst oder unbewusst ausgeblendet worden, entsprechende Wirkung gezeigt hat. Und wohl nicht zufällig findet sich im zweiten Teil des Buches ein längerer Beitrag eines Kritikers, nämlich *Hans-Joachim Lenz*, genau zu diesem Thema (S. 209–220).

Damit sind wir beim zweiten Teil angelangt, in dem kommentierende Beiträge (S. 186–263) aus „Männerarbeit“, „Männerpolitik“ und aus „Frauenblick“ zur Studie zusammengestellt sind. Fachleute der Männer- und Geschlechterforschung nehmen hier erste „Verortungen“ der Forschungsergebnisse in die aktuelle Genderdiskussion und in die Praxis der Männerarbeit vor. Wenn auch Quantität und Qualität der Beiträge

durchaus unterschiedlich sind, wird dennoch in der Summe durch die Artikel die Bedeutung der Studie für die Praxis der Männerarbeit und für eine zukünftige Männerpolitik auch in Deutschland sichtbar.

Andreas Ruffing

Gerhard Amendt, Scheidungsväter (Schriftenreihe des Instituts für Geschlechter- und Generationenforschung 6). [Bremen] 2004. ISBN 3-88722-570-8. 238 Seiten, € 21,50. Zu beziehen über: www.vaeterstudie.de.

„Über die Erfahrungen von Scheidungsvätern wissen wir nur wenig – und das wenige, das wir zu wissen glauben, ist nicht selten von Vorurteilen geprägt.“ (S. 7). So beginnt Amendt sein Buch, die erste Auswertung einer Studie, an der sich mehr als 3600 Scheidungsväter beteiligten.

Das Buch ist in drei Teile gegliedert. Der erste und bei weitem umfangreichste handelt davon, „wie Männer über ihre Scheidung sprechen“. Fünfzehn Einzelschicksale stellen exemplarisch dar, wie verschieden Männer die Scheidung und das Ringen um die Kinder erleben können. Dabei wird deutlich: Männer erfahren sich oft als Opfer. Die juristischen Auseinandersetzungen um das Sorge- oder Besuchsrecht ziehen sich häufig jahrelang hin. Dabei haben die Frauen die besseren Karten bei Sozialarbeitern, Psychologen und Richtern; wenn nötig, wird auch auf schmutzige Vorwürfe (Missbrauch der Kinder ...) zurückgegriffen. Viele Väter geben irgendwann den Kampf um ihre Kinder auf – obwohl er sich durchaus lohnen kann.

Erst im zweiten Teil – „Wie Väter die Zeit mit ihren Kindern verbringen“ – bietet Amendt auch einige wenige statistische Daten: Z. B. beschreiben sich 45 % der Teilnehmer der Studie als „Wochenendpapa“, etwa ebenso viele berichten davon, dass die Expartnerin den Umgang der Kinder mit dem Vater boykottiert.

Viele Scheidungsväter wehren sich dagegen, ein „Sugar-daddy“ zu sein, der die Kinder außerhalb des Alltags nur zu den Sonnenseiten des Lebens abholt. Etliche versuchen, mit den Kindern die Normalität vor der Scheidung möglichst aufrechtzuerhalten. Allerdings gibt es auch die, die in die Rolle des „Sugar-daddys“ schlüpfen. „Von der Vorstellung eines ‚typisch männlichen‘ Verhaltens in Scheidungen und beim Gestalten der Beziehung zu den Kindern müssen wir uns deshalb verabschieden.“ (S. 166).

Der dritte Teil schließlich widmet sich den Vätern, die ihre Vaterrolle aufgegeben haben und keinen Kontakt mehr mit ihren Kindern haben. Meist geschieht das nach langwierigen Kämpfen mit der Exfrau. Die Ursachen für den endgültigen Kontaktabbruch sind vielfältig (Versuch, die Kinder zu schützen; Trotzhaltung etc.).

Abschließend wendet sich Amendt gegen die „Mär von den glücklichen Scheidungskindern“. Scheidung ist – das wird in dem Buch deutlich – ein Geschehen voller Aggressionen und Konflikte, das die Lebensumstände der Beteiligten völlig umkrempelt. Die Kinder sind dabei die Hauptleidtragenden.

Das Buch ist allgemeinverständlich formuliert und gut lesbar. Ein erzählender Stil herrscht vor, bereichert durch die ausführliche Wiedergabe von Zitaten aus Teilnehmerinterviews. Amendt verschweigt auch nicht, dass sich die Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter der Studie von den Schicksalen bewegen und ihre eigenen Einstellungen und Vorstellungen hinterfragen ließen. So bleibt auch das Buch nicht nüchtern-distanziert, sondern versucht das Erfahrene zu verstehen und zu deuten. Allerdings frage ich mich, ob

die Grenze zwischen Bericht und Deutung nicht an einigen Stellen zu unscharf ist.

Die Studie, auf der das Buch basiert, ist nicht repräsentativ, und man könnte ihr vorwerfen, dass nur Männer zu Wort kommen. Doch weist Amendt in der Einleitung zu Recht darauf hin, dass die Erfahrungen, die die Teilnehmer schilderten, trotz aller Subjektivität als deren Erfahrungen ernst zu nehmen sind. Das gesammelte Material bietet genügend Einblicke, die geeignet sind, einen neuen Blick auf Scheidungsväter jenseits gängiger Klischees zu erlauben – und damit ist das wesentliche Anliegen und Ziel der Studie erreicht.

Martin Hochholzer

Günther Denzler/Albert Wohlfarth (Hrsg.), Männer- und Väterseelsorge. 100 plus X ... Sozialethische Zukunftsperspektiven und Handlungskonzepte. Festschrift zum 100-jährigen Bestehen des Landesverbandes Katholischer Männergemeinschaften in Bayern. Eichstätt 2003. ISBN 3-920 142-19-5. 134 Seiten, €6,50.

Denzler und Wohlfarth ist es gelungen, eine ansprechend gestaltete Festschrift vorzulegen, die allen an sozialethischen Themen Interessierten Wissens- und Bedenkenswertes über die Geschichte, Gegenwart und Zukunft der Männerseelsorge in unserem Land vermitteln kann.

Obwohl sich in der Festschrift neben erhellenden Gegenwartsanalysen auch kurze, aber kulturgeschichtlich aufschlussreiche Retrospektiven finden, ist das *Gros* der Beiträge eindeutig auf die Zukunftsfähigkeit der Verbände und Gemeinschaften ausgerichtet. Alle Autoren sind sich jedoch einerseits darin einig, dass es eine pastorale Herausforderung und Aufgabe ist, die verschüttete oder gar nicht erst entwickelte Religiosität der Männer und Väter heute anzusprechen, Glaubenswissen und -praxis wie auch gelebte Alltagsspiritualität zu fördern. Andererseits ist man sich jedoch auch einig in der Einschätzung, dass es eine echte Chance auf Zukunft gibt – wobei diese eine inhaltliche und programmatische Weiterentwicklung der Männer- und Väterseelsorge in Verbänden und Vereinen voraussetzt.

Für die Zukunftsfähigkeit christlicher Männer- und Väterseelsorge bedeutsam sind u. a. folgende Fragen und Themen: „Identität der eigenen Gemeinschaften und Charismen klären und fördern“, „von den tatsächlichen Bedürfnissen der Männer und Väter heute ausgehen“, „die Familie stärker einbinden“, „partizipationsfördernde Bedingungen schaffen“, „zusätzlich zur Verbandsarbeit freie Projektarbeiten initiieren“, „Lebensphasen stärker als bisher berücksichtigen“, „Vernetzungen und Kooperationen verstärken“, „vermehrt sozialethisches Lebenswissen vermitteln“, „die Spiritualität der Erfahrung Gottes und des Nächsten in der Gemeinschaft sich entwickeln lassen“ und „vom klassischen Vortrags- und Gesprächsabend wegkommend, hin zu pluralen Formen des sinnvollen und sinnvermittelnden gemeinsamen Tuns und Lebens finden“. Diese Themen werden in praxisbezogenen Beispielen und Ausführungen ermutigend und in sprachlich gut nachvollziehbarer Weise entfaltet.

Die Koautoren der Herausgeber sind (in alphabetischer Folge): Landtagspräsident Alois Glück, Konrad Held, Diakon Sylvester Resch, Dr. Andreas Ruffing, Erzbischof Prof. Dr. Ludwig Schick, Werner Spitzl, Mária Tomeková und Msgr. Wolfgang Witzgall.

Der Festschrift sind große Verbreitung und viele wache, engagierte Leser zu wünschen, verbunden mit der Hoffnung, dass spätere Generationen imstande sein werden, für die Leerstelle „X“ eine ähnlich große Zahl einzutragen.

Sigmund Bonk

25. Mai 2014 ...

... zeigte der Bildschirm dem Diözesanmännerseelsorger und dazu die Mahnung: „Abteilungsbesprechung hat vor zwei Minuten begonnen.“

Ständig dieser Stress. Dabei hatte er erst letzte Woche drei neue Männerreferenten eingestellt. Die warteten jetzt zusammen mit den restlichen 54 Teammitgliedern im ultramodernen Konferenzraum. Irgendwie erstaunte es ihn immer noch. Vor zehn Jahren hatte im Bistum fast keiner gewusst, dass es so etwas wie Männerseelsorge gab – bei einem Stellenkontingent von 1/4 Stelle auch nicht verwunderlich. Und dann schlug diese Aktion „Männer in die Gemeinde“ ein wie eine Bombe ...

„Guten Morgen, die Damen und Herren!“ – auch die Sekretärinnen waren zugegen. „Tut mir leid, ich komme eben erst zurück – von der 28. Einweihung eines Väter-Kinder-Aktiv-Zentrums in diesem Jahr.“ „Gerade deshalb habe ich heute Morgen wieder einmal unseren Baureferenten beruhigen müssen“, unterbrach ihn Herr Kunze. „Er macht sich Sorgen, dass bei der enthusiastischen Eigenleistung aus den Männervereinen zu wenig auf die Statik geachtet wird ...“ „... also, bei diesem Zentrum musste ich gleich fünf Architekten die Hände schütteln, die ehrenamtlich den Bau überwacht haben ...“

„... und er liegt immer noch mit den Lallinger Männern im Clinch, die jetzt innerhalb von zwölf Jahren ihre Kirche schon das dritte Mal renovieren wollen.“

„Männer bringen sich eben in die Kirche am liebsten als Handwerker ein. Aber was die Lallinger betrifft – die Hintertupfinger wollen als nächstes eine Kongresshalle mit 10.000 Sitzplätzen errichten ...“

„Wie bitte? Ist das nicht doch etwas übertrieben?“

„Nein, eigentlich nicht. Zu ihren Männergesundheitsforen bekommen die ohne weiteres so viele Leute zusammen. Und was den Bau betrifft: Sie sind sogar bereit, die Lallinger und vielleicht noch ein, zwei andere Männervereine mitmachen zu lassen.“ „Männer sind also doch fähig, ihre Spielsachen zu teilen.“ Einige tadelnde Blicke trafen Frau Meier, die Chefsekretärin. Die tat jedoch so, als hätte sie nichts bemerkt; bei so vielen „modernen“ und „partnerschaftlichen“ Männern mussten eben die Frauen gelegentlich ein paar politisch inkorrekte Äußerungen einwerfen.

„Apropos Spielsachen“, meldete sich Herr Heinz vom Diözesanmännerwerk zu Wort, „unser Mitglieder-Verwaltungsprogramm spielt nicht mehr mit. Voraussichtlich in zwei Wochen haben wir das hunderttausendste Mitglied – und für diese Zahlen ist das Programm nicht ausgelegt worden.“

„Kaufen Sie ein Neues.“

„Aber das ist in unserem Haushalt nicht vorgesehen.“

„Herr Heinz, Geld ist doch kein Problem. Gehen Sie einfach zum Generalvikar und erinnern Sie ihn daran, wessen Klientel die meisten Kirchensteuern bezahlt.“ Seit etwa zwei Jahren galt es auch bei Topmanagern als absolut karrierefördernd, aktiv in der kirchlichen Männerarbeit zu sein – damit gehörte die Kirchenaustrittswelle unter Hochverdienern endgültig der Vergangenheit an.

„Jetzt aber zu den ernsthaften Problemen“, führte der Männerseelsorger die Sitzung weiter.

„Sie alle wissen: Immer öfter gibt es Kämpfe darum, wer einen Posten in den Männervereinen übernehmen darf – manchmal sogar Schlägereien. Unsere Männer wollen halt einfach etwas tun, und das um jeden Preis. Und wir dürfen dann schlichten. Aber wenn das so weitergeht, wird nach meiner Hochrechnung in fünf Monaten unser ganzes Arbeitszeitpotential damit ausgeschöpft sein, diese Streitigkeiten zu schlichten – obwohl wir den Vereinen bis zu 15 stellvertretende Vorsitzende und 7 Schriftführer erlaubt haben, wird ...“

Plötzlich ist ein Knirschen und Knacken zu hören – gefolgt von einem gewaltigen Getöse. Das ganze Gebäude wackelt. Panik macht sich breit. „Ein Erdbeben“, schreien etliche durcheinander. Alle stürzen hinaus. Da fasst jemand den Männerseelsorger am Arm; es ist Herr Schulze, der Hausbibliothekar.

„Chef, das ist kein Erdbeben. Kommen sie mit.“ Der Männerseelsorger stolpert hinter ihm den Gang hinunter, bis der schließlich in der Luft endet, da, wo einst die Bibliothek war.

Herr Schulze ist bestürzt. „Ich habe es immer befürchtet, aber nie für möglich gehalten.“

„Was?“

„Dass der Boden des Bibliothekarchivs einbricht. Aber wenn jeden Monat mindestens zwei Tonnen Tätigkeitsberichte aus den Männervereinen neu reinkommen ... das dürfte es gewesen sein.“

Der Blick des Männerseelsorgers geht zu den letzten Türen links und rechts auf dem Gang. Dahinter sind doch die Archive vom vergangenen Jahr. Und der Boden unter ihm beginnt, sich zu senken ...

Schweißgebadet wacht der Diözesanmännerseelsorger auf. Langsam kommt die Erinnerung. Es ist das Jahr 2004. Die Männerwochenenden haben im Schnitt zwölf Teilnehmer. Letzte Woche hat der Bischof seine halbe Stelle für Männerarbeit verlängert. Und vor allem: Die Tätigkeitsberichte der Männervereine lassen sich noch in *einem* Ordner abheften. Gott sei Dank!

Martin Hochholzer